



Hausarbeit

Übermäßige Ängstlichkeit und Aggressivität bei Hunden Darstellung auffälliger Verhaltensweisen und eine Einschätzung über die Möglichkeit einer Therapiebegleithundeausbildung

Verfasserin:
Raphaella Leitner BA

Zur Erlangung des Titels
„geprüfte Fachkraft für tiergestützte Therapie und tiergestützte Fördermaßnahmen“

Linz, im Februar 2023

Verein „Tiere als Therapie“ – Wissenschafts- und Ausbildungszentrum

Silenegasse 2-6, 1220 Wien

5. Diplomelehrgang für tiergestützte Therapie und tiergestützte Fördermaßnahmen

Begutachterin: Frau Helga Widder

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre hiermit an Eides Statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht.

Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.

Linz, Datum

Unterschrift

Kurzfassung

Einer finnischen Studie aus dem Jahr 2020 zufolge weisen fast drei Viertel der darin vorkommenden Hunde mindestens eine beschriebene Verhaltensauffälligkeit auf. Diese reichen von Impulsivität/mangelnder Aufmerksamkeit, Zwangsverhalten, über verschiedene Arten von Angst bis hin zu Aggression und Geräuschempfindlichkeit. Woher kommen diese Auffälligkeiten? Gibt es genetische Unterschiede oder rassespezifische Dispositionen? Und welche Rolle spielt dabei die Haltung und Erziehung dieser Hunde? Diese Fragen dienen als Anstoß für eine ausführliche wissenschaftliche Bearbeitung der Verhaltensweisen von Hunden sowie dem eng damit verbundenen abweichenden Verhalten. Mit Unterstützung von Hundetrainer:innen kann es gelingen jenes abweichende Verhalten mit bereits verinnerlichten Mustern zu durchbrechen und positive Lernerfahrungen zu schaffen. Nicht nur für betroffene Hunde bedeutet dies ein Mehr an Lebensfreude und Möglichkeiten im Alltag. Zudem soll die Frage gestellt werden, ob auch Hunde mit diversen Auffälligkeiten aus Sicht der befragten Hundetrainer:innen eine Chance haben, die Ausbildung zum Therapiebegleithund zu bestehen und als solche auch eingesetzt zu werden. Kann mit konsequentem und gewaltfreiem Training so weit gearbeitet werden, dass beispielsweise aus einstigen Angsthunden stabile Therapiehunde werden? Etwaige Grenzen des individuellen Hundetrainings werden in der vorliegenden Hausarbeit ebenso angeführt wie konkrete Ausschlusskriterien für die Teilnahme an einer Therapiebegleithundeausbildung. Die Ergebnisse zeigen, dass als Ursache für auffälliges Verhalten nie nur ein Ursprung herangezogen werden kann und somit als multifaktoriell bezeichnet werden kann. Beginnend mit den hochsensiblen Entwicklungsphasen können durch die Erfahrungen der Mutterhündin bereits vorgeburtlich Dispositionen für gesteigerte Aggressivität und Ängstlichkeit entstehen. Im weiteren Verlauf spielen die Sozialisierung der Welpen, die rassespezifische Veranlagung sowie das Umfeld, in dem ein Hund lebt und die Erfahrungen, die daraus resultieren, eine Rolle in der Entstehung von Angst und Aggressivität. Weiters kommt auch Hormonen und Neurotransmittern sowie der Stressbelastung durch die Halterin bzw. den Halter eine Bedeutung zu. Abschließend wurde von allen befragten Hundetrainer:innen die Ängstlichkeit und Aggressivität gegenüber Menschen als klarer Ausschlussgrund für die Therapiehundeausbildung genannt.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Der Haushund	3
2.1	Die Evolution des Haushundes	3
2.2	Die Entwicklungsphasen des Hundes	4
2.2.1	Die pränatale Phase	5
2.2.2	Die Neonatale und Übergangsphase	6
2.2.3	Sozialisierungsphase	9
2.2.4	Pubertät und Adoleszenz.....	10
2.2.5	Der erwachsene Hund	11
2.3	Der Einfluss von Umweltfaktoren auf die Persönlichkeit.....	11
3	Kommunikation und Körpersprache	15
3.1	Die olfaktorische Wahrnehmung	16
3.1.1	Markierformen	16
3.1.2	Der Kontakt mit Artgenossen.....	17
3.1.3	Das Wälzen	18
3.2	Die Lautsprache des Hundes	19
3.2.1	Das Heulen	19
3.2.2	Das Jaulen und Wuffen	20
3.2.3	Das Bellen	20
3.2.4	Das Knurren	21
3.2.5	Das Schnaufen und Hecheln	22
3.2.6	Das Winseln	22
3.3	Sehen und Mimik	23
3.4	Die Körperbewegungen des Hundes	25
3.4.1	Die Gangarten des Hundes.....	25
3.4.2	Die Bewegungen der Rute	26
3.5	Die Körperhaltungen des Hundes	27
3.5.1	Die Haltung des Kopfes	27
3.5.2	Die Haltung der Gliedmaßen	27
3.5.3	Haltung des Rumpfes	27
3.5.4	Die Haltung der Rute	28
3.5.5	Bedeutung der Körperhaltung	28

3.6	Signale zur Konfliktvermeidung	30
3.6.1	Übersprungshandlungen.....	30
3.6.2	Beschwichtigungssignale	30
3.6.3	Beruhigungssignale	31
4	Auffällige Verhaltensweisen bei Hunden	31
4.1	Aggressivität	31
4.1.2	Neurobiologische Grundlagen von Aggressivität	33
4.1.3	Die Rolle von Hormonen und Neurotransmitter	33
4.1.4	Aggression und Emotion.....	34
4.2	Ängstlichkeit	37
4.2.1	Phobien und Traumata	37
4.2.2	Mögliche Auslöser von Angst und Trauma	39
4.2.3	Faktoren, die Ängstlichkeit beeinflussen	40
4.2.4	Neurobiologische Grundlagen der Angst.....	41
4.2.5	Hormone und Neurotransmitter	43
5	Empirischer Teil	44
5.1	Methodische Vorgangsweise	44
5.1.1	Durchführung und Transkription der Interviews	45
5.1.2	Beschreibung der Auswertungsmethode.....	45
5.2	Darstellung der Ergebnisse	46
5.2.1	Die Philosophie	46
5.2.2	Die Arbeit mit den Hunden	47
5.2.3	Das Training mit verhaltensauffälligen Hunden	49
5.2.4	Chancen und Möglichkeiten die im Zuge des Trainings entstehen	51
5.2.5	Die Möglichkeit der Therapiebegleithundeausbildung	52
6	Resümee	55
	Literaturverzeichnis	67
	Abbildungsverzeichnis	68
	Anhang	70

1 Einleitung

In der Arbeit mit Hunden haben der Umgang mit Verhaltensauffälligkeiten sowie damit verbundene Chancen und Möglichkeiten durch artgerechtes Training eine hohe Relevanz. Laut Statistik Austria lebten im Zeitraum der Erhebung 2019/2020 rund 629.000 Hunde in österreichischen Haushalten, Tendenz steigend. Es ist selbsterklärend, dass dadurch auch die Anzahl an Hunden steigt, die sozial nicht verträglich sind, an Angstzuständen leiden oder großes Aggressionspotential haben. Das professionelle Arbeiten an diesen Themen ist unerlässlich, um viele Jahre Freude an einem Hund zu haben und um potenziell gefährlichen Situationen zwischen Hunden untereinander, als auch zwischen Hund und Mensch vorzubeugen. Diese Hausarbeit soll neben der Evolution des Haushundes von seinen Vorfahren den Wölfen, wichtigen Entwicklungsphasen und seinen typischen Verhaltensweisen als ausführlichen theoretischen Grundstein, speziell die gesteigerte Ängstlichkeit und Aggressivität von Hunden erläutern. Der Ursprung dieses normabweichenden Verhaltens soll ebenso geklärt werden, wie verschiedene Formen von Angst und Aggressivität sowie neurobiologische und genetische Faktoren, die sich darauf auswirken. Konkrete praktische Konzepte und Trainingsmethoden unterschiedlicher Hundetrainer:innen in Oberösterreich sollen zeigen, welche Ziele durch konsequentes und artgerechtes Training möglich sind zu erreichen. In einem weiteren Schritt soll die Frage geklärt werden, ob ein Hund mit diversen Verhaltensauffälligkeiten, insbesondere gesteigerter Angst und/oder Aggressivität dennoch eine realistische Chance hat als Therapiebegleithund ausgebildet zu werden und welche Voraussetzungen es hierfür aus Sicht der Hundetrainer:innen gibt.

Aus diesen Überlegungen heraus resultieren folgende Forschungsfragen:

- Welche wichtigen Entwicklungsphasen im Leben eines Hundes gibt es?
- Wie kann das „typische“ Verhalten des Hundes beschrieben werden?
- Welche Ursachen gibt es für gesteigertes Angstempfinden und Aggressivität?

Ergänzend dazu erfolgte die empirische Studie mit nachstehenden Forschungsfragen:

- Welche (praktischen) Trainingsansätze gibt es, um mit verhaltensauffälligen Hunden zu arbeiten?

- Welche Chancen und Möglichkeiten entstehen für Hund und Halter:in im Zuge eines individuellen artgerechten Trainings?
- Inwieweit können Hunde mit diversen Verhaltensauffälligkeiten aus Sicht der befragten Hundetrainer:innen an der Therapiehundebildung teilnehmen? Welche Kriterien müssen hierfür erfüllt werden?

Beginnend mit der literarischen Beantwortung der ersten drei Forschungsfragen, dienen diese dem Aufbau der Arbeit und schaffen somit den Rahmen des theoretischen Teils. Mittels Literaturanalyse wurde versucht, diese Forschungsfragen umfassend zu beantworten und darzustellen. Damit in Kapitel 4 die auffälligen Verhaltensweisen eines Hundes beschrieben werden können, ist es primär wichtig, normales, hündisches Verhalten und die vielen verschiedenen Arten der Kommunikation und Interaktion zwischen Hunden zu erkennen. Daher können als wesentlicher und umfassender Teil der vorliegenden Arbeit die Entwicklungsphasen im Leben eines Hundes, die typischen Verhaltensweisen des Hundes, seine Mimik und Sinneswahrnehmungen sowie die Körpersprache genannt werden. Darauf folgend wird in Kapitel 4 vorrangig auf eine gesteigerte Angst und Aggressivität sowie deren Ursachen näher eingegangen. Als Ergänzung dazu folgen die letzten drei Forschungsfragen, die anhand leitfadengestützter Interviews mit drei Hundetrainer:innen im Raum Oberösterreich beantwortet wurden. Somit können wichtige Aspekte des tierschutzgerechten Hundetrainings, sowie persönliche Einschätzungen der Hundetrainer:innen in Bezug auf die Therapiebegleithundebildung festgehalten. Abschließend werden anhand des Resümees im Kapitel 6 die Beantwortung der Forschungsfragen zusammengefasst und wichtige Erkenntnisse des theoretischen, sowie auch empirischen Teils dargestellt.

2 Der Haushund

Der Haushund, *Canis lupus familiaris*, stammt vom Wolf ab und gehört zur Gattung *Canis*. Dieser gehört sowohl der Wolf (*Canis lupus*), der Schabrackenschakal (*Canis mesomelas*), der Goldschakal (*Canis aureus*), Streifenschakal (*Canis adustus*), der Äthiopische Schakal (*Canis simensis*) und der Kojote (*Canis latrans*) an (vgl. OKARMA u. HERZOG, 2019, S.12).

2.1 Die Evolution des Haushundes

Nach heutigen Erkenntnissen erfolgte die Aufspaltung der Entwicklungslinien von Hund und Wolf vor etwa 15 000 bis 100 000 Jahren (vgl. OKARMA u. HERZOG, 2019, S. 12). Im Vergleich dazu schlossen sich Katzen erst vor etwa 9500 Jahren dem Menschen an. Somit kann der *Canis lupus familiaris*, übersetzt „der gezähmte Wolf“, als das älteste Haustier des Menschen bezeichnet werden (vgl. POTJANS, 2020). Es kann davon ausgegangen werden, dass die Domestikation des Wolfes in mehreren Regionen der Erde unabhängig voneinander seinen Ursprung hatte und somit parallel verlief (vgl. OKARMA u. HERZOG, 2019, S. 12).

Laut einer Studie, die im Wissenschaftsmagazin Nature im Jahr 2022 erschienen ist, geht der Ursprung des heutigen Haushundes auf mindestens zwei Populationen zurück. Ihre Domestizierung muss in Asien stattgefunden haben, da sowohl moderne als auch ursprüngliche Hunde den Wölfen in Asien ähnlicher sind als denen in Europa. Ihren Untersuchungen zufolge haben frühe Hunde aus Amerika, Sibirien und Nordost-Europa ihren alleinigen Ursprung in Asien. Frühe Hunde aus Afrika, Südeuropa und dem Nahen Osten tragen jedoch Gene in sich, die mit der Population der Südwesteurasischen Wölfe verwandt sind. Ein Grund dieser doppelten Abstammung kann einerseits die unabhängig voneinander stattgefundene Domestikation im westlichen als auch östlichen Eurasien und die spätere Kreuzung untereinander sein. Weiters ist es auch möglich, dass sich frühe Hunde wieder mit wilden Wölfen verpaarten, nachdem sie mit den Menschen an einen anderen Ort gezogen waren (vgl. BERGSTRÖM et al. 2022, S.313ff).

Wie und warum genau der Prozess der Domestikation seinen Ausgang nahm, ist unklar. OKARMA u. HERZOG (2019, S. 12ff) beschreiben, dass Wölfe den eiszeitlichen Jägergruppen folgten, um deren Nahrungsreste zu ergattern. Wolfswelpen könnten dann von den Kindern

eingefangen worden sein und integrierten sich gut in die menschliche Gemeinschaft. Auch brachten sie nützliche Eigenschaften, wie zum Beispiel den herausragenden Geruchssinn mit und brachten auch sonst dem Menschen gewisse Vorteile ein, beispielsweise als Begleiter und Helfer auf der Jagd und zur Bewachung ihres Besitzes. Dies führte im weiteren Schritt zur Selektion gewisser Eigenschaften, die erwünscht waren. Eine weitere Hypothese geht davon aus, dass die menschlichen Siedlungen mit ihren Speiseresten im Zuge der Sesshaftwerdung Wölfe anlockten. Natürliche Selektion und Lernprozesse brachten den heutigen Haushund hervor. Aufgrund veränderter sozialer Wahrnehmungsfähigkeiten kann darauf geschlossen werden, dass ein wesentlicher Bestandteil des Domestikationsprozesses die Verhaltensänderungen waren (vgl. OKARMA u. HERZOG 2019, S.12ff).

2.2 Die Entwicklungsphasen des Hundes

Um die Forschungsfragen der vorliegenden Hausarbeit adäquat beantworten und Verhaltensauffälligkeiten bei Hunden näher ausführen zu können, ist es unumgänglich die Entwicklungsphasen des Hundes zu veranschaulichen, da Erfahrungen während dieser Zeit einen wesentlichen Effekt auf das Verhalten und das Temperament des Hundes haben. Beginnend mit der Pränatalen Phase, welche in nachfolgender Abbildung nicht dargestellt wird, über die Neonatale Phase, die Übergangsphase, sowie Präge- und Sozialisierungsphase werden in den folgenden Unterkapiteln die verschiedenen Entwicklungsphasen erläutert, die ein Hund im Laufe seines Lebens durchläuft. Neben dem Begriff des Deprivationssyndroms werden Übungen für eine optimale neuronale Entwicklung des Welpen angeführt.

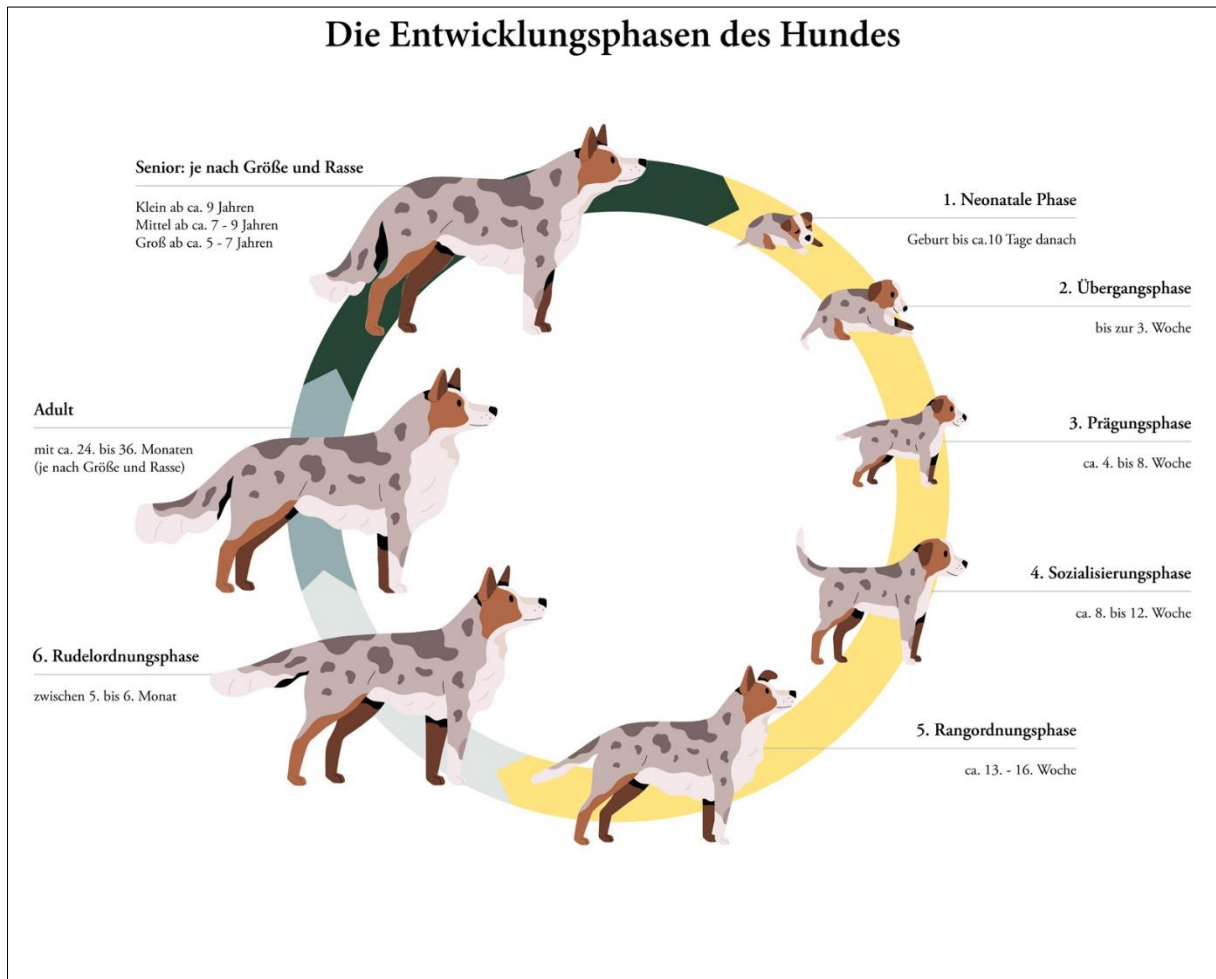


Abb.1: Die Entwicklungsphasen des Hundes (vgl. HUNTER, o.J.)

2.2.1 Die pränatale Phase

Das Gehirn des Welpen ist bereits im Mutterleib so weit ausgebildet, dass Schlucken, Gähnen und Bewegen der Gliedmaßen möglich sind. Das heißt alle Funktionen, die kurz nach der Geburt gebraucht werden, können schon umfassend geübt werden. Auch im Aktivitätsniveau werden Unterschiede wahrgenommen, die sich nach der Geburt in ihrem Verhalten fortsetzen. Vibrationen werden wahrgenommen, die Welpen spüren Druck und Berührungen und über Geruch bzw. Geschmack des Fruchtwassers können sich Nahrungspräferenzen ausbilden (vgl. MEHL 2021, S. 70). Bereits im Mutterleib beginnen Erfahrungen die späteren Verhaltensmuster zu beeinflussen und können vor allem auf das Stressverhalten große Auswirkungen haben. Obwohl sich wissenschaftliche Erkenntnisse dazu in erster Linie auf

Nagetiere beziehen, ist es möglich diese auf andere Säugetiere zu übertragen. So können äußere Umwelteinflüsse, in diesem Zusammenhang „Stressoren“ genannt, zu einer veränderten Ausschüttung von Hormonen führen. Besondere Erwähnung finden hier Katecholamine (zum Beispiel Adrenalin), Sexualsteroiden (zum Beispiel Testosteron) und Glukokortikoide (zum Beispiel Cortisol). Da ein Teil dieser Hormone die Plazenta passiert und in den Blutkreislauf des Fötus gelangt, wird so die Entwicklung des zentralen Nervensystems des Fötus beeinflusst, was mit einer erhöhten Ängstlichkeit einhergeht. NITZSCHNER (2021, S. 135ff) beschreibt eine deutlich verminderte Fähigkeit von Nachkommen stark gestresster Muttertiere, mit Stress umzugehen. Weitere Auswirkungen von vorgeburtlichem Stress sind Lerndefizite, eine verminderte Aufmerksamkeitsspanne, Ängstlichkeit und Emotionalität sowie ein Erkundungsverhalten, welches als reduziert beschrieben werden kann. Weitere Faktoren, die in der Pränatalen Phase eine wesentliche Rolle auf die spätere Entwicklung eines Hundes haben, sind die Größe und Zusammensetzung eines Wurfes. So kann ein höheres soziales Interesse auf eher kleinere Würfe zurückgeführt werden. Auch das Phänomen der „Vermännlichung“ weiblicher Föten legt NITZSCHNER dar. Dies meint die Ausprägung männlicher Verhaltensweisen und gewisse Formen der Aggression von Hündinnen, die in stark rüdenlastigen Würfen aufgewachsen sind. Hiermit ist zum Beispiel das Anheben des Beines während dem Urinieren gemeint. Jedoch begrenzt sich der Einfluss auf die Nachkommen nicht nur auf das Muttertier, sondern es können sich auch die Erfahrungen des männlichen Tieres auf den Nachwuchs übertragen.

2.2.2 Die Neonatale und Übergangsphase

Hundewelpen brauchen anfangs ein hohes Maß an Pflege, das durch die Mutterhündin befriedigt wird. Primäre Versorgungstätigkeiten in den ersten Wochen sind die Welpen zu füttern, sie vor Gefahren zu schützen, das Belecken der Anogenitalregion und sie zu wärmen, da ihre Thermoregulation noch nicht vollständig entwickelt ist. An der weiteren Entwicklung der Welpen, sowie der Ausprägung verschiedener Persönlichkeitsmerkmale ist die Intensität des Pflegeverhaltens maßgeblich beteiligt. Anhand von Studien mit Nagetieren konnte herausgefunden werden, dass ein mangelhaftes Pflegeverhalten der Mutter tiefgreifende Auswirkungen auf den Nachwuchs hat, wie zum Beispiel eine erhöhte Stressanfälligkeit. Denn durch das Belecken der Mutter wird eine bessere Regulation der Stresshormonlevel ermöglicht,

der Nachwuchs erkundet mutiger die neue Umgebung, ist allgemein weniger ängstlich und erschrickt seltener. Aber auch ein Übermaß an Fürsorge kann sich negativ auf die Welpen auswirken. So zeigen Ergebnisse einer Studie, die sich mit dem Pflegestil der Mutterhündin und dessen Einfluss auf den späteren Erfolg im Trainingsprogramm zu Blindenführhunden beschäftigte, dass sich ein sehr intensives Pflegeverhalten negativ auf die späteren Trainingserfolge auswirkte. Hündinnen, die ein häufiges Belecken der Welpen zeigten und vermehrt in deren Nähe waren, wiesen auch im Ruhezustand ein erhöhtes Stresslevel auf und reagierten auf kurze Trennungssituationen mit einer deutlichen Stressreaktion (vgl. NITZSCHNER 2021, S.138ff).

Dennoch ist für die Welpen ein gewisses Maß an Stress bereits in den ersten Wochen wesentlich, um künftig deren möglichst adäquaten Umgang mit herausfordernden Situationen und eine optimale Entwicklung zu gewährleisten. So schreibt MEHL in „Die Psyche des Hundes – Wie Prozesse im Hirn das Verhalten steuern“, dass jeder Welpen mit einer Vielzahl an Nervenzellen geboren wird, die er im Laufe seines Lebens verlieren wird. Deshalb ist es umso wichtiger, dass Umweltreize in einem angemessenen Rahmen auf den Welpen einwirken, damit sich die Nervenzellen miteinander vernetzen und sich bereits vorhandene Synapsen neu organisieren sowie weitere neue bilden. Selten genutzte Synapsen hingegen werden im Laufe der Zeit immer weniger häufig angesteuert und in weiterer Folge sterben jene Nervenzellen ab, denen es nicht gelungen ist, eine ausreichende Anzahl an Synapsen gebildet zu haben. In sensiblen Phasen der Entwicklung eines Welpen braucht es daher Umweltreize, damit Nervenzellen gewisse Netzwerke ausbilden können. Bleiben diese Reize aus, führt das Absterben von Nervenzellen dazu, dass zwischen den noch überlebenden Neuronen weniger Synapsen gebildet werden, und es kommt zu einem Deprivationssyndrom (vgl. MEHL 2021, S.71ff). Das meint in diesem Zusammenhang Verhaltensstörungen, die aufgrund mangelnder Außenreize während der frühen Lebensphasen entstehen. Folgen dieser können eine gestörte Frustrationskontrolle, eine Entwicklung von Zwangsverhalten sowie eine verstärkte Neigung zu Trennungsangst oder Phobien bzw. gestörter Angst- und Erregungskontrolle sein (vgl. NITZSCHNER 2021, S.148).

Weiters ist die Rede von einer Minderung der Steuerung des Sozialverhaltens, Selbstregulations- und soziale Defizite sowie einer eingeschränkten Impulskontrolle und

Wahrnehmungs- sowie Intelligenzleistungen. Die genannten Defizite können nicht mehr oder nur noch teilweise ausgeglichen werden, je nachdem wie lange die Deprivation andauerte und wie schwer sie war. Dennoch bleibt zumindest für die sozialen neuronalen Netzwerke noch eine Chance, denn kein Welpe würde ohne jeglichem sozialen Kontakt überleben können und hat hier zumindest ein Mindestmaß an Stimulation durch die Mutterhündin oder eine enge Pflegeperson erfahren (vgl. MEHL 2021, S.72f).

Im ersten Lebensjahr findet parallel zur Neubildung und Neuorganisation von Synapsen eine weitere wichtige Entwicklung statt: da sogenannte Nesthocker, wie zum Beispiel Katzen, Hunde und auch Menschen, mit weniger entwickelten Gehirnen zur Welt kommen, sind viele Axone noch nicht von einer Myelinscheide umgeben. Axone sind die Fortsätze einer Nervenzelle die elektrische Impulse vom Zellkörper weggleiten. Ein Axon plus der ihm anliegenden Hüllstruktur wird Nervenfasern genannt. Da die Myelinscheiden die Nervenleitgeschwindigkeit verbessern und zu weniger Kurzschlüssen zwischen den Axonen führen, macht das Gehirn weniger Fehler und kann mehr Informationen gleichzeitig verarbeiten. Dieser Prozess, beginnend mit sensiblen Systemen wie der Reizverarbeitung bis hin zu motorischen Systemen wie der Bewegung, nimmt bereits im Mutterleib seinen Anfang. Eine starke Abhängigkeit besteht auch hier zu Umweltreizen und der Erfahrung und Nutzung von Nervenzellen. Ein Training von bestimmten motorischen und sensiblen Leistungen führt zu einer stärkeren Myelinisierung. Weiters ist auch eine ausreichende Ernährung in den ersten Monaten ausschlaggebend für die Entwicklung des Gehirns. Myelinscheiden sind stark fetthaltig und um deren Aufbau zu ermöglichen, brauchen sie große Mengen an Nährstoffen. Eine mangelhafte Ernährung kann daher zu geistigen und motorischen Leistungseinschränkungen führen (vgl. MEHL 2021, S.72ff).

Für eine optimale Entwicklung des Welpen braucht es laut NITZSCHNER (2021, S.143) jedoch mehr als ein Mindestmaß an Stimulation. Hier werden fünf Übungen für eine neuronale Entwicklung, die für je 3-5 Sekunden ausgeführt werden können, beschrieben:

- Kopf nach unten: der Welpe wird mit beiden Händen so gehalten, dass der Kopf in Richtung Boden zeigt
- Kopf nach oben: mit beiden Händen wird der Welpe so gehalten, dass der Kopf über der Rute ist

- Rückenlage: der Welpen wird auf den Handflächen so gehalten, dass er am Rücken liegt
- Taktile Stimulation: der Welpen wird mit einer Hand gehalten und mit der anderen an den Pfoten gekitzelt
- Thermostimulation: der Welpen wird auf einen kühlen, eventuell feuchten Untergrund gesetzt

Auch die kurze Abwesenheit der Mutter während der Durchführung dieser Übungen wirkt sich positiv auf die Entwicklung des Welpen aus. So veranschaulichen Studien mit Ratten, dass sich jene, die in frühen Entwicklungsstadien regelmäßig kurz von der Mutter getrennt wurden, deutlich stressresistenter zeigen als ihre Wurfgeschwister. Auch Untersuchungen mit Welpen, die zwischen ihrem dritten und 21. Lebenstag täglich kurz vom restlichen Wurf getrennt wurden, kommen zu einem ähnlichen Ergebnis. Ausschlaggebend dabei ist diese Übungen nur einmal am Tag pro Welpen auszuführen, ansonsten kann es schnell zu einer Überstimulation und in weiterer Folge zu negativen Auswirkungen auf die Stressresistenz führen (vgl. NITZSCHNER 2021, S. 142f). Als nächste Phase folgt die Übergangsphase, in der die Augen und Ohren des Welpen geöffnet werden. In dieser Zeit sind bereits gezieltere Bewegungen des Welpen möglich sowie ein selbstständiges Absetzen von Kot und Harn. Er nimmt Kontakt mit seiner Umwelt auf und lernt seine Wurfgeschwister kennen. Die Übergangsphase folgt auf die neonatale Phase und geht recht schnell in die Präge- bzw. Sozialisierungsphase über (vgl. NITZSCHNER 2021, S.145).

2.2.3 Sozialisierungsphase

In der Literatur wird von der Sozialisierungsphase als eine Phase gesprochen, deren Dauer aufgrund von Rasseunterschieden sehr variabel ist. Der grobe Zeitraum beläuft sich auf der vierten bis zwölften bzw. 16. Lebenswoche, zu dessen Ende auch die Rangordnungsphase gezählt werden kann. Da zu Beginn der Sozialisierungsphase bereits alle Sinne ausgereift sind, kann nun der Welpen mit seiner Umwelt in Interaktion treten. Neben der Mutterhündin als bisher wichtigste Sozialpartnerin, nehmen nun die Wurfgeschwister eine wichtige Stellung ein. Der Welpen fängt an seine Umgebung zu erkunden und knüpft andere soziale Kontakte. In dieser sensiblen Phase kommt es zur Verknüpfung eines großen Teiles von Nerven im Gehirn. Deshalb sind Erfahrungen, die während dieser Zeit gemacht werden, sehr einprägsam für die

weitere Entwicklung des Welpen. Später kann er all jene Situationen, die er in dieser Zeit erlebt hat, besser einschätzen und gewinnt somit an Sicherheit. Das bedeutet nicht, dass ein Welpen möglichst viele und ausschließlich positive Erfahrungen sammeln soll. Auch hier ist ein adäquates Ausmaß an Reizen wichtig, um den Welpen nicht zu überfordern sowie ein geringes Maß an Stress, welchem der Welpen immer wieder ausgesetzt wird. Denn hat ein junger Hund bis dato ausschließlich mit sehr geduldigen und toleranten erwachsenen Hunden Kontakt, die sein Verhalten nie korrigierten, so kann er nicht lernen, dass er im Kontakt mit fremden Hunden auch gewisse Regeln und Grenzen einhalten muss (vgl. NITZSCHNER 2021, S.145ff).

2.2.4 Pubertät und Adoleszenz

Nach der Welpenzeit, an dessen Ende die Rangordnungsphase steht, beginnt nun mit dem Zahnwechsel die juvenile Phase des Junghundes, die je nach Rasse bis zum Eintritt in das Erwachsenenalter endet. Dies kann bis zu einem Alter von ca. zwölf bis 18 Monaten dauern, bei großen Rassen aber auch länger bis hin zu 24 Monaten (vgl. NITZSCHNER 2021, S.156).

Bei Rüden ist der Beginn der Pubertät mit einem vermehrten Heben des Beines beim Urinieren, einer Tendenz zu rüpelhaftem Spiel und dem plötzlichen Interesse für Markierungen anderer Hunde gekennzeichnet. Durch ihre erste Läufigkeit ist dies bei der Hündin erkennbar. Genaugenommen werden zwei Begrifflichkeiten voneinander unterschieden: die Pubertät und die Adoleszenz. Jener Teil der Adoleszenz, in der die Geschlechtsreife erreicht wird, wird Pubertät genannt. Die lange Phase der Adoleszenz, die Phase der Ablösung von der Familie und Ausreifung der eigenen Persönlichkeit, schließt sich an. Der Hund ist zwar bereits zeugungsfähig, emotional und sozial aber noch nicht vollständig gereift (vgl. RÜTTER, 2020).

Das Frontalhirn zählt zu jenen Bereichen, die erst in der Pubertät vollständig ausreifen. Dort werden unter anderem Entscheidungen getroffen, Gefühle, Impulse und Erregungen gehemmt und die Aufmerksamkeit gesteuert. Die im Unterkapitel 2.2.2 *Die Neonatale und Übergangsphase* bereits erwähnte Myelinisierung findet auch hier von vorne nach hinten und nicht gleichzeitig statt. Während des Prozesses der Myelinisierung der Nervenzellen eines Funktionskreises funktioniert dieser Bereich nicht mehr und es kommt zu Ausfällen (vgl. MEHL 2021, S.75f). Während beispielsweise der präfrontale Cortex, der an Prozessen der Risikoabschätzung und Impulskontrolle sowie der Bewertung von Situationen beteiligt ist,

einer Baustelle gleicht, ist ein anderes Hirnareal vergrößert. In diesem Fall die Amygdala (Mandelkern). Dieses Areal ist wiederum an der Emotionsregulierung beteiligt. Eine logische Folge aus diesen Prozessen ist das mitunter sehr originelle Verhalten und die Wesensveränderungen des Junghundes. In dieser Zeit können sowohl Hündinnen als auch Rüden zu vermehrter Unsicherheit, Gereiztheit, Schreckhaftigkeit und fehlender Konzentration neigen (vgl. NITZSCHNER 2021, S.157f).

Weitere Ausprägungen wie Gefühlsausbrüche, Impulsdurchbrüche, Unberechenbarkeit, riskante und/oder enthemmte Verhaltensweisen und ein gesteigertes Interesse an neuen Erfahrungen wie dem Jagen und Sexualität, sind Teil dieses Reifungsprozesses. Ein Junghund braucht in dieser Zeit einen sicheren sozialen Rahmen, in welchem ihm geduldig immer wieder seine Grenzen aufgezeigt werden und er seine Hemmungen immer wieder trainieren kann (vgl. MEHL 2021, S. 76).

2.2.5 Der erwachsene Hund

Die Persönlichkeitsentwicklung eines Hundes bleibt nicht beim Erwachsenwerden stehen und ist stark von der Umgebung, in der ein Hund lebt, abhängig. Generell werden ältere Hunde eher als gelassen, weniger aktiv, sowie weniger ängstlich und weniger gesellig beschrieben. In Bezug auf die Ängstlichkeit gibt es jedoch auch gegensätzliche Erkenntnisse. Vor allem die Geräuschangst wird häufig bei älteren Hunden beobachtet. Dies kann darauf zurückgeführt werden, dass die sensorische Wahrnehmung nachlässt und so die Hunde die Geräusche anders wahrnehmen und nicht mehr so gut einordnen können. Aber auch auf kognitiver Ebene werden mit der Zeit Defizite verzeichnet, sodass bestimmte Außenreize nicht mehr korrekt verarbeitet werden und auf grundsätzlich bekannte Reize mit Angst oder Aggression reagiert wird. Weiters lassen mit zunehmendem Alter die Gedächtnis- und Lernleistung und die flexible Steuerung kognitiver Prozesse nach. Wenn dieser genannte Abbau abnormal schnell verläuft, kann es sein, dass der Hund an der Caninen Kognitiven Dysfunktion leidet, welche mit der Alzheimer-Erkrankung eines Menschen vergleichbar ist (vgl. NITZSCHNER 2021, S. 159f).

2.3 Der Einfluss von Umweltfaktoren auf die Persönlichkeit

Da nicht nur die Art und Weise wie ein Hund seine sensiblen Entwicklungsphasen durchläuft einen Einfluss auf seine Persönlichkeit hat, sondern auch gewisse Umweltfaktoren keine geringe Rolle spielen, werden diese im folgenden Unterkapitel genannt. Spezielles Augenmerk wird hierbei auf den Einfluss des Menschen als Besitzer:in, sowie das familiäre Umfeld gelegt.

Demnach spielen in der Beeinflussung des Hundes ausgehend von seinen Besitzer:innen, sowohl biologische Faktoren, wie zum Beispiel das Alter und das Geschlecht des Menschen, als auch Persönlichkeitsfaktoren eine Rolle, welche einen Einfluss darauf hat, wie der Mensch mit dem Hund interagiert. Das Alter des Menschen hat dahingehend eine Bedeutung, da Hunde von jungen Personen wagemutiger, sozialer, weniger ängstlich und extrovertierter zu sein scheinen als Hunde von älteren Personen. Der Zusammenhang dürfte dadurch erklärt werden, dass junge Menschen tendenziell häufiger Kontakt zu anderen Menschen haben und dadurch auch der Hund regelmäßiger mit fremden Menschen und Artgenossen zu tun hat. Auch sind ältere Menschen in der Regel weniger risikofreudig. Weiters sind Hunde von männlichen Besitzern durchschnittlich ruhiger und weniger aggressiv, wenn auch unerzogener und weniger sozial als jene von weiblichen Besitzern. Als ein weiterer Einfluss auf die Persönlichkeit des Hundes kann die Erfahrung des Menschen im Umgang mit Hunden genannt werden. So können Hunde von unerfahrenen Besitzer:innen als häufiger ängstlich, unerzogen und übermäßig aufgeregt beschrieben werden (vgl. NITZSCHNER 2021, S. 162).

Auch zeigen verschiedene Studien, dass sich Hund und Halter:in ähnlich sehen. Ein ähnliches Muster ist auch bei der Suche nach Freund:innen und Partner:innen festzustellen. Der Mensch orientiert sich aber nicht nur an physischer Attraktivität, sondern auch an psychologischen Eigenschaften. Die Ähnlichkeit in der Persönlichkeit sorgt für mehr Zufriedenheit in der Beziehung und spielt deshalb eine große Rolle. Möglicherweise könnten bei der Auswahl eines Hundes ähnliche Faktoren zum Vorschein kommen und Hunde ausgewählt werden, die ähnliche Verhaltensaspekte aufweisen. Ein Grund hierfür könnten die gemeinsamen Aktivitäten sein, die die Persönlichkeit des Hundes verändern. Wie eingangs schon erwähnt, werden Hunde von extrovertierten, jungen Besitzer:innen häufiger zu sozialen Ereignissen mitgenommen und so die Hunde mit fremden Menschen und Artgenossen sozialisiert. Umgekehrt könne es aber auch sein, dass ein aktiver Hund die Aktivität seiner Besitzer:innen anregen könnte (vgl. NITZSCHNER 2021, S.163f).

Ein weiterer möglicher Grund könnte sein, dass sich Menschen für Hunde entscheiden, die zu ihrer Persönlichkeit und ihrem Lebensstil passen. So wählen Menschen, die einen Hund als engen Partner und soziale Unterstützung suchen, vorrangig Hunde aus, die viel Zuneigung spenden. Umgekehrt werden aktive, sportliche Menschen auch eher energiegeladene Hunde auswählen. So gesehen könnte also die Wahl des individuellen Hundes bewusst oder unbewusst die Persönlichkeit des Besitzers oder der Besitzerin widerspiegeln. In Studien wurden tatsächlich Ähnlichkeiten in den Persönlichkeitsdimensionen von Mensch und Hund gefunden. Menschen, deren Hunde Verhaltensauffälligkeiten aufweisen, beschreiben sich häufig selbst als weniger selbstbewusst. Menschen, deren Hunde aggressiv sind, neigen auch selbst dazu, angespannt und aggressiv zu sein. Weiters tendieren Menschen, die niedrige Werte in der Kategorie „Verträglichkeit“ aufwiesen, eher dazu, Rassen zu wählen, die als aggressiv wahrgenommen werden. Diese These kann durch eine Untersuchung mit Hunden, die häufiger Verletzungen verursachen, wie zum Beispiel Chow Chows, Pitbulls, Rottweilern, Akitas und Dobermänner unterstützt werden. Hier zeigten Besitzer:innen häufiger antisoziales und risikofreudigeres Verhalten als jene Personen in der Vergleichsgruppe. Wichtig ist jedoch in diesem Zusammenhang zu erwähnen, dass anhand der gewonnenen Daten nicht ersichtlich ist, welches Verhalten davon die Ursache und welches die Konsequenz ist. Zudem stützen sich die Ergebnisse ausschließlich auf den Aussagen der Besitzer:innen (vgl. NITZSCHNER 2021, S. 164ff).

Weiters spielt in der Interaktion zwischen Mensch und Hund auch die Gefühlsansteckung eine Rolle. So konnte in Studien herausgefunden werden, dass Hunde mit einer Erhöhung des Cortisolwerts reagieren, wenn sie das Schreien eines menschlichen Säuglings hören, auch wenn sie bis dato keine Erfahrung mit Neugeborenen gemacht haben. Außerdem können Hunde freundliche von unfreundlichen Gesichtsausdrücken unterscheiden und im Zuge dieser Studie reagierten sie beim Zeigen von Bildern mit unfreundlichen Gesichtern mit Zeichen von Unwohlsein. Auch in Hinblick auf das Stressempfinden reagieren Hunde sensibel auf menschliche Stimmungen und so übertragen sich Stressäußerungen sehr leicht auf den Hund. So konnte über die Anreicherung des Cortisols in den Haaren der Langzeit-Cortisol-Spiegel gemessen und festgestellt werden, dass Hunde umso höhere Cortisolwerte aufwiesen, je gestresster der Halter bzw. die Halterin ist. Wichtig in diesem Zusammenhang zu erwähnen ist der „Hypocortisolismus“. Dies meint einen Zusammenbruch der Funktionalität der Stressachse

aufgrund einer langanhaltenden Stressbelastung. Dies führt dazu, dass weniger Cortisol ausgeschüttet wird, obwohl ein starkes subjektives Stressempfinden vorhanden ist. Dies erklärt auch die Ergebnisse einer Studie, die niedrigere Cortisolwerte bei Tierheimhunden als bei Familienhunden feststellte (vgl. NITZSCHNER 2021, S. 167f).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass eine gewisse charakterliche Ähnlichkeit zwischen Mensch und Hund sogar erwünscht ist und somit die Wahl des vierbeinigen Begleiters dahingehend beeinflusst. Zusätzlich dazu verändert sich die Persönlichkeit durch den Einfluss des Halters bzw. der Halterin und den darauffolgenden Erfahrungen die gemeinsam gemacht werden (vgl. NITZSCHNER 2021, S. 169).

Auch der Trainingsstatus des Hundes sollte nicht außer Acht gelassen werden. Hier zeigen Studien, dass neurotische, emotional weniger stabile Menschen eher dazu neigen, ihrem Hund häufiger Kommandos zu geben und dieser weniger zuverlässig darauf reagiert. Eine mögliche Schlussfolgerung daraus könnte lauten, dass die Umsetzung der Kommandos weniger konsequent eingefordert wird. Menschen wiederum die eher extravertiert sind, würden ihren Hund öfter bei einfachen Gehorsamsübungen loben. Auch das Ausmaß des Trainings hat einen Einfluss auf die Persönlichkeit des Hundes. Demnach sind Hunde, die öfter trainiert werden, folgsamer, weniger nervös und freundlicher gegenüber Artgenossen und Menschen. Sie sind auch aufmerksamer ihrem Halter bzw. ihrer Halterin gegenüber. So konnte in Untersuchungen festgestellt werden, dass auch die Geräuschangst und der Trennungsstress stark ausgeprägt sind, wenn weniger gemeinsame Aktivitäten mit dem Menschen stattfinden. So gesehen ist eine gemeinsame Beschäftigung ein wichtiger Resilienzfaktor (vgl. NITZSCHNER 2021, S. 170f).

Abschließend kann festgehalten werden, dass auch das familiäre Umfeld, also die Anzahl der Familienmitglieder sowie andere Hunde, die Persönlichkeit eines Hundes beeinflussen kann. Hunde die einzeln gehalten werden, weisen mehr Ähnlichkeiten in ihrer Persönlichkeitsstruktur zu ihren Besitzer:innen auf, als jene die mit anderen Artgenossen in einem Haushalt leben. Die Anwesenheit eines Artgenossen scheint jedoch eher positive Effekte zu haben: die Hunde wären ruhiger und leichter erziehbar. Dies zeigen auch die Cortisolwerte, welche nach einem simulierten Gewitter schneller absinken, wenn mehr Hunde im Haushalt leben. Aus Einzelhundhaushalten kommen eher ängstliche Hunde, die stereotypes Verhalten, wie zum Beispiel das Jagen des eigenen Schwanzes, zeigen. Andere Fragebogenstudien dagegen zeigen,

dass Hunde in Familien mit mehreren Kindern eher ungehorsamer und aggressiver beschrieben wurden. Dies könnte zum Beispiel am Trubel liegen, der entsteht, wenn mehr Kinder im Haushalt leben und der für Hunde einen Stressfaktor darstellen könnte. Weiters könnten große Familien aber auch einfach weniger zeitliche Ressourcen für die Erziehung des Hundes aufbringen als andere (vgl. NITZSCHNER 2021, S. 171f).

3 Kommunikation und Körpersprache

Um die folgenden Kapitel der Körpersprache und Kommunikation von Hunden fachgerecht erläutern zu können, ist es vorab wichtig, den Begriff der Kommunikation zu definieren.

Der Begriff Kommunikation stammt aus dem Lateinischen (*communicare* = teilen, mitteilen) und bedeutet so viel wie „Mitteilung“. Damit ist ein Austausch von Informationen zwischen Sender und Empfänger gemeint. Kommunikation ist fließend, nie einseitig. Der österreichisch-amerikanische Kommunikationswissenschaftler, Psychotherapeut und Autor Paul Watzlawick, beschreibt in einer seiner fünf Grundregeln, die die menschliche Kommunikation darstellt, dass diese immer Ursache und Wirkung hat. Weiters sagte er: „Man kann nicht nicht kommunizieren“. Dies meint, dass Kommunikation auch dann stattfindet, wenn nicht augenscheinlich miteinander gesprochen wird (vgl. BENDER, 2014). Denn auf der menschlichen Alltagsebene wird unter Kommunikation der wechselseitige Austausch von Mimik, Gestik, Schrift, Bild oder Sprache verstanden. Dies geschieht auch zwischen tierischen und pflanzlichen sowie technischen Systemen und Objekten. Es braucht immer einen Sender, Empfänger und ein Signal. An der Reaktion des Empfängers kann der Sender feststellen, ob das Signal angekommen und verstanden wurde. Im Zuge dieser Reaktion kommt es zu einem Tausch der Rollen und der Empfänger wird nun zum Sender von Signalen (vgl. RÜTTER 2016, S.10).

Im Zusammenleben mit einem oder mehreren Hunden ist es unabdinglich, seine Sprache so gut wie möglich zu verstehen, da dies eine wichtige Basis für eine feste Bindung zwischen Tier und Mensch darstellt. RÜTTER (2016, S.10f) teilt die Kommunikation und Körpersprache der Hunde in folgende Kategorien:

- die olfaktorische Wahrnehmung: dies beinhaltet das Übermitteln von Botschaften, das Scharren, Urinieren und Koten sowie Wälzen, Wittern und der Kontakt mit Artgenossen
- die visuelle Wahrnehmung, Mimik und Körpersprache
- die Lautsprache der Hunde

3.1 Die olfaktorische Wahrnehmung

Da Hunde über einen ausgezeichneten Geruchssinn verfügen werden sie auch als „Nasentier“ bezeichnet. Je mehr Riechzellen ein Lebewesen hat, desto größer gilt das Riechvermögen. Auch zwischen den Hunderassen variiert die Anzahl der Riechzellen stark, so hat ein Dackel ungefähr 125 Millionen und ein Deutscher Schäferhund 220 Millionen Riechzellen. Im Vergleich dazu verfügt ein Mensch über ungefähr fünf Millionen Riechzellen (vgl. WISSENSCHAFT.DE, 2018). Ausgebreitet ergibt die Nasenschleimhaut des Menschen ca. eine Fläche von 5cm², wohingegen die eines Hundes bis zu 150cm² betragen kann. Auch die Riechtechnik unterscheidet sich von jener des Menschen. Bei der Verfolgung einer Fährte kann ein Hund bis zu sechsmal pro Sekunde einatmen, er versucht zu riechen und immer wieder stoßweise zu atmen, damit einer Ermüdung des Riechepithels vorgebeugt wird. So kann ein Hund auch noch Tage nach einer Spur eines Lebewesens dieser folgen (vgl. RÜTTER 2016, S.35).

RÜTTER (2016, S.37ff) beschreibt vier unterschiedliche Markierformen:

- Urinieren
- Koten
- Scharren
- Reiben an einem Gegenstand/Menschen

3.1.1 Markierformen

Das Urinieren hat neben dem „Sich-Lösen“ in erster Linie die Funktion sich dem anderen mitzuteilen. Da der Urin sogenannte Pheromone trägt, können unter anderem Informationen über das Geschlecht, das Alter und den Gesundheitszustand herausgefunden werden. Welpen urinieren im Hocken, Hündinnen tun dies ganz tief in der Hocke mit eingezogenen Hinterbeinen und Rüden etwas höher hockend. Mit Eintritt der Pubertät beginnen sie ein Bein zu heben und markieren meist an erhobener Stelle. Je höher und je sorgfältiger und gezielter ein Platz

ausgewählt, desto größer ist das Bedürfnis zu markieren (vgl. RÜTTER 2016, S.37ff). Das Koten passiert, egal ob männlich oder weiblich, in einer gleichen Körperstellung, nämlich in der Hocke. Vor allem für territoriale Hunde spielt die ausgewählte Stelle eine besondere Rolle. Diese wählen häufig eine erhöhte Stelle und heben dann oft auch ein Bein. Die Analdrüsen, welche sich rechts und links neben dem Aftereingang befinden, sondern bei jedem Kotabsatz eine geringe Menge eines ölig und stark riechenden Sekrets ab. Dieses Sekret trägt den individuellen Geruch eines Hundes. In heftigen Stresssituationen kann es zu Erbrechen und/oder Durchfall kommen und die Drüsen leeren sich schlagartig. Im Zuge dessen kann auch das Scharren genannt werden, da dies hauptsächlich nach Urinieren oder Koten gezeigt wird. Das Scharren dient hier in jedem Fall der Gewinnung an Aufmerksamkeit, denn eine bereits markierte Stelle wird so noch einmal hervorgehoben (vgl. RÜTTER 2016, S.41).

Als letzte Form des Markierens kann das Reiben an einem Gegenstand erwähnt werden. Hierbei geht der Hund dicht an einem Gegenstand oder an einem Menschen vorbei und hinterlässt so seinen Geruch. Mit diesem Verhalten kann er möglicherweise Besitzansprüche deutlich machen (vgl. RÜTTER 2016, S.42).

3.1.2 Der Kontakt mit Artgenossen

Bei einer Begegnung zweier fremder Hunde tauschen diese in erster Linie Informationen aus, um sich besser einschätzen zu können. Hier zeigen sich unterschiedliche Verhaltensweisen je nach Alter der Hunde. So suchen sehr junge Welpen in erster Linie in der Bauchgegend nach Zitzen, schon etwas ältere Welpen berühren das Areal rund um die Schnauze und betteln sozusagen um Futter. Am häufigsten beschnuppern erwachsene Hunde die Schnauzen- und Leistengegend sowie den Analbereich. Lässt ein Hund das Analwittern eines fremden Hundes zu, so ist er in dem Moment in der dominanten Position. Meist wird dabei die Rute hochgetragen und leicht gewedelt, um den Geruch zu verbreiten. Eher unsichere Hunde versuchen das Ausströmen des eigenen Geruchs durch die Analdrüsen zu verhindern, indem sie die Rute einklemmen und/oder diese eher weiter unten halten und nur mit der Rutenspitze wedeln (vgl. RÜTTER 2016, S.43ff).

Das Genitalwittern wird oft in Kombination mit dem Analwittern gezeigt und hat neben der Funktion der individuellen Erkennung auch noch jene der Kontrolle der Paarungsbereitschaft.

Auch hier gilt, wer sich im Genitalbereich beschnupern lässt, zeigt sich selbstbewusst. Kommt es während dem Genitalwittern dazu, dass ein Hund den anderen im Genitalbereich beleckt, so zeigt dieser unterwürfiges Verhalten. Rüden nähern sich mit diesem Verhalten vorsichtig den Hündinnen an, um ihr sexuelles Interesse zu bekunden. Es kann vorkommen, dass sozial sichere Hündinnen sich sogar auf den Rücken legen und den Rüden ausgiebig schnupern lassen (vgl. RÜTTER 2016, S.44).

Weiters kann in diesem Zusammenhang das Bodenwittern, Lecken und Zähne klappern erwähnt werden. Dies dient der Revierkontrolle und passiert vor dem Markieren des Hundes. Mit den Zähnen klappert ein Hund in einem äußerst hohen Erregungszustand (vgl. RÜTTER 2016, S.45).

3.1.3 Das Wälzen

Aufgrund des ausgesprochen gut entwickelten Geruchssinnes des Hundes, spielt im Allgemeinen die olfaktorische Kommunikation eine wichtige Rolle. Informationen werden über Duftstoffe aufgenommen und ihre eigenen Duftsignale werden in der Umgebung hinterlassen. Manche Hunde sind bestrebt sich zusätzlich mit anderen Düften zu parfümieren (vgl. RÜTTER 2017).

Grundsätzlich können beim Wälzen zwei verschiedene Varianten unterschieden werden: zum einen gibt es das Wälzen in Erde, Sand oder Gras und zum anderen das Wälzen in übelriechenden Dingen bzw. Aas. Letzteres dient dem sexuellen Imponiergehabe. Gezielt werden jene Körperstellen parfümiert, die auch zu den erogenen Zonen des Hundes bzw. zu den ersten Schnupperstellen im Kontakt mit anderen Hunden, zählen. Dies sind der Hals- und Nackenbereich, die Wangen und der Rutenansatz. Durch das Biegen der Wirbelsäule wird der mittlere Rücken gezielt ausgespart. Nachdem sich der Hund in Aas gewälzt hat, schüttelt er sich, wirkt dynamisch und läuft im Imponiertrab zu den Menschen oder anderen Hunden, um seinen Duft zu verströmen. Häufig setzt das Wälzen in Aas und Kot parallel oder kurz nach der Geschlechtsreife ein. Das Wälzen in Sand, Gras oder Erde ist hingegen ein Zeichen der Entspannung, des Genusses. Der Hund fühlt sich sicher, obwohl er sich auf dem Rücken liegend in einer völlig schutzlosen Situation befindet (vgl. RÜTTER 2016, S.52f).

3.2 Die Lautsprache des Hundes

Nicht nur der Geruchssinn des Hundes ist besser als der des Menschen. Auch der Gehörsinn übersteigt die menschlichen Fähigkeiten, vor allem im Hochfrequenzbereich, deutlich. Ein Hund kann Frequenzen in einem Bereich von 15 bis 50 000 Hertz wahrnehmen, der Mensch im Vergleich dazu im Bereich zwischen 20 und 12 000 Hertz. Mit dem Alter lässt die Hörfähigkeit bei Mensch und Tier nach. Da Hunde einige verschiedene Lautäußerungsmöglichkeiten haben, kann gesagt werden, dass auch die auditive Kommunikation sehr wichtig ist. Meist werden akustische Laute gegeben um die primäre Kommunikation, nämlich die körperlichen Signale, zu verstärken. In der näheren Betrachtung der Lautäußerungen von Hunden werden Tonlage, Tondauer und die Wiederholungsintensität in der Hunde ihr Bedürfnis äußern, als wichtig erachtet. So ziehen hohe Töne andere Hunde positiv an und hemmen die eigene Aggression. Vorsichtig nähern sich fremde Hunde, um zu sehen was passiert ist. Tiefe Töne hingegen, wie es beim Knurren vorkommt, sind ein Anzeichen für Aggression und haben oft eine drohende Bedeutung. Bei großer Angst werden Lautäußerungen oft komplett eingestellt. Um eine genauere Bedeutung der Signale zu erkennen ist es auch wichtig, die Dauer und Intensität zu beachten. Je länger ein Hund einen Ton hält, desto sicherer ist er sich in seinem Signal und auch den darauffolgenden Handlungen. Bei einem langanhaltendem Knurren des Hundes ist es demzufolge nach wichtig, die Situation zu verändern und zu entschärfen. Ein kurzes Knurren hingegen kann von Furcht begleitet sein. Auch die Häufigkeit einer Wiederholung von Lautäußerungen veranschaulicht die Dringlichkeit und den Erregungszustand. So gesehen ist das Anliegen eines Hundes, der sehr oft und schnell hintereinander bellt, dringlicher als jenes das immer wieder Pausen beinhaltet (vgl. RÜTTER 2016, S.59ff).

3.2.1 Das Heulen

Es gibt verschiedene Gründe aus denen Hunde heulen. Einer davon ist das Heulen aus Einsamkeit. Dies dient dem Zweck seine Sozialpartner zurückzurufen, wie auch seine Vorfahren, die ihr Rudel zusammengeheult haben. Ein Hund, der alleine zu Hause gelassen wurde, wird in den meisten Fällen eher bellen und nur kurz dazwischen Heulen. Das Fiepheulen wird auch aus Einsamkeit gezeigt. Dieser Heulton wird sehr langgezogen und meist von Hunden gezeigt, die zum Beispiel in einem Zwinger, abseits der Familie, untergebracht sind. Ein Zeichen völliger, langanhaltender Isolation ist das Bellheulen. Mit dem Bellen äußert er

den Wunsch, bei Schwierigkeiten die Hilfe seiner Rudelmitglieder zu bekommen, das Heulen macht auf seine Einsamkeit aufmerksam. Dieses Bellheulen wird häufig von Hunden gezeigt, die das Alleinbleiben nie positiv erlernt haben. Eine weitere Art zu Heulen ist jenes aus territorialen Gründen, man nennt es territoriales Heulen. Der Hund möchte anderen seine Existenz mitteilen. Bei sonst eher ruhigen Hunden, die grundsätzlich nicht dazu neigen zu heulen, ist es wichtig abzuklären, ob dem Heulen nicht eine gesundheitliche Ursache zu Grunde liegt und ob es dem Hund gut geht (vgl. RÜTTER 2016, S.68).

3.2.2 Das Jaulen und Wuffen

Das Jaulen ist meist ein Zeichen für Langeweile und Unterforderung bzw. Unterbeschäftigung. Ist auszuschließen, dass der Hund Schmerzen hat, wird geraten, den Hund in dieser Situation zu ignorieren, um sein Jaulen nicht zusätzlich mit Aufmerksamkeit zu bestätigen. Das Wuffen ist eine Vorstufe des Bellens und kann als einsilbiges, abgeschwächtes Warnbellen beschrieben werden. Das Maul bleibt dabei fast vollständig geschlossen und die Wangen blasen sich leicht auf (vgl. RÜTTER 2016, S.69).

3.2.3 Das Bellen

Es gibt viele verschiedene Variationen des Bellens, dementsprechend liegen auch viele verschiedene Bedeutungen des Bellens vor. Um die Situation richtig einschätzen zu können ist es unerlässlich, die dabei gezeigte Körpersprache zu beachten. Ein Hund kann demnach aus folgenden Gründen bellen:

- aus territorialen Gründen
- zur Begrüßung
- zur Korrektur
- als Aufforderung
- aus Unsicherheit

Das Bellen aus territorialen Gründen ist ein wachsames, alarmierendes und warnendes Bellen. Teilweise wurde diese Wachsamkeit im Zuge der Domestikation auch gezielt gezüchtet. Das warnende Bellen wird demzufolge als Warnsignal genutzt und zeichnet sich durch eine schnelle Folge von drei bis vier Belllauten in mittlerer Tonlage aus. Oft folgt das warnende Bellen einem

kurzen Wuffen und der Hund möchte damit bezwecken, dass seine Rudelmitglieder hinzukommen. Die Situation ist hier noch relativ entspannt. Beim alarmierenden Bellen hingegen ist der Hund bereits sehr erregt und bellt mehrmals hintereinander in mittlerer Tonlage, oft folgt das begrüßende Bellen mit ein oder zwei kurzen, scharfen Lauten in mittlerer Tonlage. Weiters zählt zum Bellen aus territorialen Gründen das Bellen zur Verteidigung. Hier wird die Lage ernster, der Hund fühlt sich bedroht und bellt langsam, anhaltend und in tiefer Tonlage. Zu diesem Hund sollte kein Kontakt hergestellt werden, da die Situation durchaus gefährlich werden könnte (vgl. RÜTTER 2016, S.72f).

Ein Hund bellt auch um andere Hunde oder auch Menschen zu korrigieren. Dies passiert in Situationen, in denen er gestört oder plötzlich belästigt wurde und das Verhalten unterbinden möchte. Das Bellen geschieht als einzelner, scharfer Laut im unteren Bereich der mittleren Tonlage (vgl. RÜTTER 2016, S.73).

Im Zuge des fordernden Bellens zeigt der Hund, dass er etwas genau in dem Moment haben möchte. Geht der Mensch darauf ein, wird der Hund in seiner Handlung bestätigt und wird dieses Verhalten ab nun häufiger zeigen. Weiters kommt das fordernde Bellen auch bei Hunden vor, die über längere Zeit körperlich und/oder geistig unterfordert sind. Sie bellen dann aus Langeweile und fordern den Menschen dazu auf, dass etwas passieren soll. Auch in der Kommunikation zwischen Hunden wird das fordernde Bellen beobachtet. Während ein Hund einen anderen zum Spiel auffordert, geht dieser mit dem Vorderkörper zu Boden, hebt den Kopf und das Hinterteil hoch und bellt sein Gegenüber in kurzen hohen Tönen mehrmals an (vgl. RÜTTER 2016, S.74f).

Abschließend versucht ein eher unsicherer Hund ein Objekt, vor dem er Angst hat, mit seinem Bellen zu vertreiben bzw. auf Distanz zu halten. Er bellt dabei in hoher Tonlage und schnell hintereinander (vgl. RÜTTER 2016, S.75).

3.2.4 Das Knurren

Auch beim Knurren werden verschiedene Arten unterschieden. Ein selbstbewusster Hund setzt ein weiches, tiefes Knurren zur Drohung ein. Das Knurren scheint hier aus der Brust zu kommen. Mit diesem Knurren möchte er mehr Distanz zum Gegenüber schaffen. Ein weiteres

Drohsignal ist das weiche, etwas weniger tiefe Knurren, das aus dem Maul zu kommen scheint. Hier ist der Hund jedoch weniger selbstbewusst. Auch beim Knurren ist sich der Hund seiner Sache nicht sicher. Es ist gekennzeichnet durch das deutliche Knurren, welches in ein Bellen übergeht. Der Hund ist bereit zum Kampf (vgl. RÜTTER 2016, S.76).

3.2.5 Das Schnaufen und Hecheln

Das Schnaufen kann unterschiedliche Gründe haben. Ein Schnaufen während der Jagd, verdeutlicht starke Erregung. Weiters kann das Schnaufen beim Schnuppern und stoßhaften Ausatmen in Mäuselöchern beobachtet werden. Wie das Knurren kann es aber auch ein Warnsignal sein (vgl. RÜTTER 2016, S.77).

Das Hecheln wird normalerweise zur Temperaturregulierung eingesetzt. Wenn der Körper eines Hundes durch körperliche Aktivität oder äußere Einflüsse erhitzt ist, kann die Wärme nur über die Pfoten durch Schwitzen oder über die Zunge durch Hecheln abgegeben werden. Dabei wird die Zunge immer wieder befeuchtet, um den Verdunstungsprozess und in weiterer Folge den Kühlungsprozess voranzutreiben. Weitere Gründe, warum Hunde hecheln, können folgende sein: aus Stress, aus negativer Erregung, wenn sie im Zuge einer falschen Reaktion bestraft werden, aus positiver Erregung, wenn sie sich auf einen besonderen Leckerbissen freuen oder sexuell erregt sind. Auch in Situationen, in denen ein Hund große Angst empfindet, kann es sein, dass der Hund hechelt. Hinter dem Maulwinkel kann speziell beim Hecheln aus Stress eine Stressfalte sichtbar werden (vgl. RÜTTER 2016, S.77).

3.2.6 Das Winseln

Bereits wenige Wochen alte Welpen sowie auch erwachsene Tiere zeigen Winsellaute. Es kann als Zeichen von Unsicherheit, Unwohlsein und Isolation beschrieben werden. Wird in einem Rudel gewinselt, so bewirkt dies Unruhe und einen zeitnahen Kontakt zu den Artgenossen. Es wird also zur Distanzverminderung genutzt. Weiters kommt das sanfte Winseln einem Jammern gleich und wird von Welpen gezeigt, die hungrig sind, frieren oder sich verlassen fühlen. Auch erwachsene Hunde zeigen sanftes Winseln, wenn sie alleine zu Hause gelassen werden und dies noch nicht ausreichend trainiert wurde (vgl. RÜTTER 2016, S.78).

3.3 Sehen und Mimik

Neben ihrem ausgezeichneten Gehör- und Geruchssinn ist auch der Sehsinn eines Hundes nicht zu unterschätzen. Aufgrund der Beutesuche von Hunden und ihren Vorfahren sind sie in der Morgen- und Abenddämmerung am aktivsten. Daher unterscheidet sich hier die Augenleistung der tagaktiven Menschen mit jener der Hunde deutlich. Lange wurde davon ausgegangen, dass Hunde farbenblind seien. Ihnen fehlen aber im Gegensatz zum Menschen nur die Zapfen für die Farbe Rot. Zum Sehen sind im Auge des Menschen, wie auch des Hundes, Stäbchen und Zapfen vorhanden. Beim Menschen für die Farben Rot, Grün und Blau. Beim Hund lediglich für Grün und Blau. Daher können sie die Farbe Rot nicht erkennen und sehen rote Gegenstand in einem Grauton. Bei Dämmerung ist das hündische Auge dem menschlichen Auge überlegen. Auch das Gesichtsfeld ist beim Hund mit 270 Grad deutlich über dessen des Menschen mit 200 Grad. Dadurch ist es ihm möglich kleinste Bewegungen in einem sehr weiten Umfeld zu erkennen. Generell reagiert der Hund sehr stark auf Bewegungen und ist auf diese geradezu fixiert. Entfernungen kann er weniger gut abschätzen, schuld daran ist der Überschneidungsgrad der Gesichtsfelder. Die Mimik eines Hundes kann als sehr vielseitig und „feiner“ im Vergleich zur Körpersprache beschrieben werden. Sie wechselt viel schneller und nuancierter. Es werden verschiedene Stellungen von Augen, Ohren, Stirn, Kopf und Lippen verwendet, um sich auszudrücken. Durch rassebedingte veränderte optische Erscheinungsbilder und Einschränkungen der Kommunikation kann es zu Schwierigkeiten kommen. Dies betrifft zum Beispiel langhaarige Züchtungen, bei denen tendenziell kaum Mimik erkennbar ist. Auch die Hunde selbst können teilweise aufgrund der langen Haare über den Augen und des eingeschränkten Sichtfeldes kaum sehen. Eine eingeschränkte Mimik betrifft auch Hunde mit verkürzter oder faltig gezüchteter Nase wie den Mops. Daher ist es wichtig, dass bereits im Welpenalter verschiedene Hunderassen kennengelernt werden (vgl. RÜTTER 2016, S.88ff).

Ein wichtiger Faktor, um die Stimmung eines Hundes zu erkennen sind die Augen. Aufgrund der zahlreichen Muskeln rund um das Auge, kann der Blick warm, verlangend, fixierend, starr, ängstlich oder drohend sein. Ist der Hund entspannt, sind es auch seine Augen und sein Blick ist rund. Je angespannter, desto schärfer wird der Blick. Auch die Augenform kann variieren. Es gibt mandelförmige sowie eher runde Augen. Die über den Augen liegenden Muskelgruppen verursachen eine Ausdrucksform, die der des Menschen recht ähnlich ist. Bei Aggression

werden diese Muskeln abwärts gegen den Nasenrücken gezogen. Wenn der Hund erschrickt, sich in freudiger, positiver Erwartung wähnt oder etwas Interessantes in seiner Umgebung wahrnimmt, erweitern sich seine Pupillen. Auch wenn der Hund aggressiv ist, erweitern sich seine Pupillen, jedoch erst nachdem sie sich zuvor zusammengezogen haben. Ein entspannter, schläfriger Hund hat dagegen kleine Pupillen. Ein weiterer wichtiger Punkt, um die Stimmungslage eines Hundes erkennen zu können, ist die Blickrichtung sowie Blickdauer. Als Zeichen der Provokation bzw. Drohung wird ein langanhaltender, direkter Blick gedeutet, der länger als zwei Sekunden dauert, wenn zusätzlich dazu auch noch der Körper Drohsignale sendet. Auch ein langanhaltender Blick eines Menschen dem Hund gegenüber kann als unangenehm und drohend wahrgenommen werden. Im Gegensatz dazu ist ein abgewandter Blick mit Blinzeln ein Zeichen von Unterwürfigkeit, Friedfertigkeit und Zurückhaltung. Hinzu kommt ein beobachtender Blick, der vor allem für rangniedrige Rudelmitglieder von Bedeutung ist, da diese die ranghöheren Tiere ständig beobachten, um deren Stimmung einschätzen zu können (vgl. RÜTTER 2016, S.92ff).

Weitere wichtige Marker der Mimik sind die Stirn, die Lippen, das Maul, der Nasenrücken und die Ohren. Letztere können stehend, als auch hängend getragen werden. Wobei Hunde mit hängenden Ohren nicht nur weniger hören, sie können diese auch nicht so deutlich in der Kommunikation einsetzen. Angelegte Ohren können so nur über die Ohrwurzel sichtbar gemacht werden, was ein viel genaueres Hinsehen verlangt. Angelegte Ohren können ein Zeichen der Unsicherheit sein. Aber auch beim schnellen Laufen, bei der Jagd oder einer Beißerei werden die Ohren zum Schutz angelegt. Nach vorne aufgestellte Ohren zeigen Aufmerksamkeit. Weiters ist eine in Falten gelegte Stirn ein Signal für Unsicherheit oder Aggression, wenn auch die restliche Körperhaltung dazu passt. Ist der Hund hingegen unterwürfig, wird die Stirn glattgezogen, wobei die Augen groß und rund erscheinen. Abschließend zur Mimik können die Lippen, das Maul und der Nasenrücken erwähnt werden, denn kommt es tatsächlich dazu, dass ein Hund zubeißt, bedient er sich davor zahlreicher Mimik durch die Lippen. Grundsätzlich kann gesagt werden, dass ernste Kämpfe vermieden werden, wo es nur geht. Kommt es dennoch zu Drohungen zieht der Hund die Lippen hoch und kann dabei knurren und die Stirn runzeln. Die Körpersprache ist hier auch unter Spannung. Wird nicht oder mit einer Drohung auf diese reagiert, kann ein Schnappen in die Luft folgen. Ist der

drohende Hund sicher, so zeigt er nur die vorderen Fang- und Schneidezähne (vgl. RÜTTER 2016, S.96f).

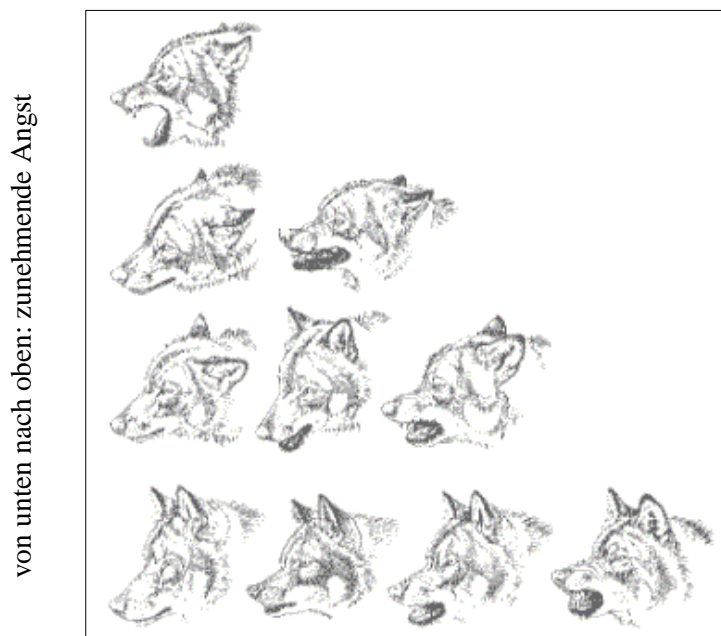


Abb. 2: Gesichtsmimik
(vgl. ZIMEN 1992, S.355).

3.4 Die Körperbewegungen des Hundes

Ein Hund kann sich in drei verschiedenen Gangarten fortbewegen: im Schritt, Trab und Galopp. Jeweils können Unterkategorien unterschieden werden.

3.4.1 Die Gangarten des Hundes

Der Schritt ist als langsamste Gangart ein Viertakt. Hierbei wird jeder Fuß einzeln abgesetzt. Als eine besondere Form des Schrittes kann das Anschleichen genannt werden. Diese Fortbewegungsart wird entweder kurz vor einem Angriff auf einen anderen Hund gezeigt werden oder sie ist Bestandteil eines Spiels. Der Körper wird dabei vorne abgeduckt, das Gegenüber fixiert und der Hund schleicht sich Schritt für Schritt an. Meist ist die Folge eine Scheinattacke oder ein körperliches Spiel (vgl. RÜTTER 2016, S.98).

Die nächstschnellere Bewegungsform eines Hundes ist der Trab. Dieser läuft im Zweitakt ab und es werden die beiden diagonalen Fußpaare gleichzeitig gehoben. Dazwischen entsteht eine

Schwebephase, die, je nach Tempo, mehr oder weniger ausgeprägt ist. Eine leichte Abwandlung davon ist der Passgang, welcher besonders schonend für den Hund ist. Hier werden beide Füße von einer Seite gleichzeitig gehoben. Gründe für den Passgang können Schmerzen im Rücken oder dem Gangwerk sein sowie aus dem einfachen Grund, dass sich der Hund dem Tempo des Menschen anpassen möchte (vgl. RÜTTER 2016, S.98).

Als Dreitakt ist der Galopp die schnellste Gangart des Hundes, wobei sich dieser im Zuge des Jagdgalopps in einen Viertakt verschieben kann. Hier werden die Vorderbeine weit nach vorne gesetzt, die Hinterbeine stoßen sich hinten ab, die Rute wird in Verlängerung der Wirbelsäule waagrecht gehalten und auch der Kopf ist weit nach vorne gerichtet. Die Abfolge des Absetzens der Vorder- und Hinterbeine wechselt schnell. Der Imponiergalopp wird häufig für Scheinattacken auf andere Hunde eingesetzt. Je schneller allgemein der Galopp wird, desto weiter greifen die Hinterbeine vor die Vorderbeine (vgl. RÜTTER 2016, S.100f).

3.4.2 Die Bewegungen der Rute

Die Rute eines Hundes ist für die Kommunikation untereinander ausgesprochen wichtig. Werden dabei die vielen verschiedenen Bedeutungen des Wedelns mit der Rute beachtet, wird auch klar, dass ein Hund mit kupierter Rute Schwierigkeiten in der Kommunikation hat. Er wird von anderen Hunden häufig missverstanden, obwohl er sich des Problems selbst gar nicht bewusst ist. Für andere Hunde wirkt es, als würde er die Rute dauerhaft einziehen und das in Momenten, in denen er vielleicht sogar droht. Grundsätzlich werden viele verschiedene Arten des Wedelns unterschieden, in diesem Kapitel jedoch nur einzelne näher beschrieben: das schnelle Wedeln, das leichte Wedeln mit der Rutenspitze und das breite Wedeln in Form einer Acht. Ein Hund wedelt schnell, wenn er erregt ist. Je schneller er also wedelt, desto erregter ist er. Die rassespezifische Normalstellung der Rute ist hier selbstverständlich immer zu beachten. Das leichte Wedeln mit der Rutenspitze zeigen Hunde, wenn sie ranghöhere Tiere oder Menschen begrüßen und somit ihre beschwichtigende und freundliche Stimmung ausdrücken. Das breite Wedeln in Form einer Acht wird nur bei stärkster Erregung gezeigt, zum Beispiel beim Aufeinandertreffen eines sexuell aktiven Rüden mit einer Hündin (vgl. RÜTTER 2016, S.102f).

3.5 Die Körperhaltungen des Hundes

In diesem Kapitel werden die Haltung des Kopfes, die Haltung der Gliedmaßen, sowie des Rumpfes und der Rute beschrieben. Abschließend werden verschiedene Körperpositionen des Hundes und Signale zur Konfliktvermeidung erklärt, bevor das Kapitel zu den Verhaltensauffälligkeiten von Hunden folgt.

3.5.1 Die Haltung des Kopfes

Hält ein Hund seine Nase nach unten gebeugt und blickt sozusagen „von oben herab“ ist er ernsthaft bereit, einen Konflikt auszutragen und in dieser Situation der Überlegene. Ist sein Blick etwa nach oben hingewendet, sodass sein Nasenrücken nach oben zeigt, ist dies ein Anzeichen für Unsicherheit. In dem Fall ist es wichtig den Blickkontakt, wenn möglich zu unterbrechen, damit der Hund nicht noch unsicherer wird und sich eventuell sogar bedroht fühlt (vgl. RÜTTER 2016, S.104).

3.5.2 Die Haltung der Gliedmaßen

Wie ein Hund bei der Begegnung mit einem anderen Hund sein Gewicht verteilt, sagt viel darüber aus, wie sicher oder unsicher er gerade ist. Ist der Hund sicher, verlagert er sein Gewicht auf seine Vorderbeine und streckt diese durch. Der Rücken ist gerade, die Rute wird waagrecht, oder leicht nach oben gebeugt getragen und der Kopf zeigt gerade nach oben und in die Richtung des Interesses. Dahingegen verlagert der unsichere Hund sein Gewicht auf die leicht abgesenkten Hinterbeine, der Schulterbereich wird leicht gesenkt und der Kopf nach vorne gestreckt. Dadurch wirkt der Hund optisch kleiner und ist schneller fluchtbereit (vgl. RÜTTER 2016, S.104).

3.5.3 Haltung des Rumpfes

Je stärker ein Hund seinen Rücken krümmt, desto unsicherer ist er. Es gibt aber auch Rassen, denen ein runder Rücken angezüchtet wurde, wie zum Beispiel einem Windhund oder dem Whippet. Wie bereits in vorangegangenen Kapiteln erklärt, kann es zu Missverständnissen kommen, wenn sich Hunde aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes nicht klar mitteilen können. Dies betrifft Hunde mit sehr kurzen Schnauzen, mit langem Fell im Gesicht, sodass ihre Mimik nicht gut sichtbar ist, sowie Hunde mit kupierten Ruten oder runden Rücken. Je

gerader der Rücken, desto selbstbewusster, oft dominanter und imponierender der Hund. Auch die Nackenhaare spielen in diesem Zusammenhang eine Rolle. Dies geschieht automatisch, wenn ein Hund erregt oder unsicher ist. Stellt er nur die Nackenhaare auf, ist der Hund imponierend. Werden die Haare bis zum Po aufgestellt, ist das ein Zeichen für Unsicherheit. Aber auch während einem sehr vertrauten Spiel kann es dazu kommen, dass die Nackenhaare aufgestellt werden (vgl. RÜTTER 2016, S.106).

3.5.4 Die Haltung der Rute

Die Haltung und Art der Bewegung der Rute ist ein wesentliches Merkmal, um den Gemütszustand eines Hundes zu erkennen. Auch hier gilt die Stellung der Rute nicht gesondert von der restlichen Körperhaltung zu betrachten. Ist ein Hund entspannt, ist die Rute in einer Position die tiefer als horizontal ist und das Gewicht ist auf allen vier Pfoten verteilt. Wird die Rute etwas weiter oben gehalten, also waagrecht, zeigt der Hund Aufmerksamkeit, zum Beispiel weil er ein Geräusch vernommen hat. Dieses Geräusch wurde aber nicht als bedrohlich vom Hund eingeschätzt. Ist die Rute zwar waagrecht, jedoch steif vom Körper weggerichtet, so bedeutet dies erhöhte Alarmbereitschaft und/oder Aggression. Auch in dieser Situation kann es sein, dass ein Geräusch wahrgenommen wurde oder sich eine fremde Person nähert, der Hund nimmt das jedoch, im Gegensatz zur vorherigen Situation, als bedrohlich wahr. Eine Rute, die aufrecht und leicht über dem Rücken gebogen ist, zeigt Imponierverhalten. Eine komplett über dem Rücken gebogene Rute weist auf Selbstbewusstsein hin. Trägt ein Hund seine Rute vollständig gesenkt und leicht eingeklemmt ist das ein Zeichen für Schmerzen, Krankheit oder psychischen Stress. Je tiefer die Rute getragen wird, desto unsicherer ist der Hund in dieser Situation. Es ist auch eine wichtige Haltung in der Beschwichtigung, da der Hund dadurch versucht, sich optisch kleiner zu machen und so die Aggression des Gegenübers durch seine untergeordnete Position zu verkleinern. Abschließend zum Thema Haltung der Rute kann gesagt werden, dass Hunde mit kupierter Rute oder rassetypischen Rutehaltungen wie beim Jack Russel Terrier die hochgetragene Rute, beim Mops die eingerollte, sowie beim Windhund die hängende, all diese Signale nicht so deutlich oder teilweise gar nicht senden können und somit von anderen Hunden nicht hinreichend verstanden werden. Das führt statistisch gesehen zu häufigeren Streitigkeiten untereinander (vgl. RÜTTER 2016, S.108ff).

3.5.5 Bedeutung der Körperhaltung

Um die verschiedenen Körperhaltungen richtig deuten zu können, ist es unabdingbar einzelne Signale nicht isoliert voneinander zu betrachten, da diese häufig unterschiedliche Bedeutungen haben. Eine entspannte Körperhaltung des Hundes ist an folgenden Merkmalen zu erkennen: die Beine sind leicht gewinkelt, der Kopf leicht angehoben, der Fang etwas geöffnet und somit die Zunge etwas sichtbar. Zudem hängt die Rute entspannt nach unten und die Ohren sind leicht aufgerichtet. Ist der Hund hingegen aufmerksam, ist sein Kopf etwas nach vorne verlagert, das Gewicht wird auf den Zehen abgestützt. Die Rute steht waagrecht vom Körper ab und der Fang ist geschlossen. Augen und Ohren sind nach vorne gerichtet. Eine verspielte Körperhaltung wiederum zeichnet sich vor allem durch übertriebene Bewegungsmuster und Körperstellungen aus, die schnell wechseln. Eine typische Körperstellung ist die Vorderkörpertiefstellung, das häufig von einem hellen Bellen begleitet wird, welches das Gegenüber zum Spiel auffordern soll (vgl. RÜTTER 2016, S.114f).

Der Hund kann auch alleine durch seine Körperhaltung imponieren. Dabei steht er steifbeinig und hebt den Kopf stark an. Er versucht dadurch größer zu wirken. Die Rute wird mittelhoch bis hochgetragen und leicht hin und her bewegt. Der direkte Blickkontakt wird häufig vermieden. Ähnlich der Imponierhaltung ist die Haltung bei offensiver Drohung. Auch hier steht der Hund steifbeinig und leicht nach vorne gebeugt. Die Rute wird steif, oder leicht vibrierend über die Rückenlinie getragen und die Hals- und Nackenhaare gesträubt. Der Kopf wird leicht abgesenkt, sodass er eine Linie mit dem Rücken bildet und die Ohren sind nach vorne gerichtet. Wichtiges Unterscheidungsmerkmal zur folgenden defensiven Drohung: bei der offensiven Drohung sind die Maulwinkel rund und kurz. Je unsicherer ein Hund ist, desto länger werden die Maulwinkel nach hinten gezogen. Die defensive Drohung kann eine Reaktion auf eine offensive Drohung sein. Hierbei wird die Rute eingeklemmt, generell der Körper verkleinert, die Nackenhaare gesträubt und die Ohren angelegt. Die Zähne werden bei der defensiven Drohung so stark gefletscht, dass teilweise sogar die Backenzähne sichtbar werden (vgl. RÜTTER 2016, S.118f).

Eine Form von Unterordnung ist die Unterwerfung. Dieses Verhalten wird von rangniedrigeren Tieren gegenüber ranghöheren Tieren gezeigt und kann die Aggression beim Gegenüber dämpfen. Hiermit ist das Senken des Kopfes gemeint, sich kleiner machen, beginnen zu kriechen oder sich auf den Rücken legen. Obwohl auch das rangniedrigere Tier angespannt ist,

geht es bei der aktiven Unterwerfung aktiv auf das ranghöhere Tier zu und versucht dieses zu besänftigen. Verhaltensweisen hierbei sind das Lecken um die Maulwinkel, oder das Anheben einer Vorderpfote. Es entstehen kurze Blickkontakte und der Hund verringert seine Körpergröße. Die Bewegungen kommen dem Futterbetteln der Welpen sehr nahe. Bei der passiven Unterwerfung unterwirft sich der rangniedrigere Hund komplett und bewegt sich dabei fast gar nicht mehr. Er verhält sich also passiv, ruhig und still. Das Zeigen der Bauchdenke, die, je nach Rasse, mit hellerem Fell bewachsen ist oder sogar recht nackt erscheint, kann eine große Rolle bei der Aggressionsdämpfung spielen. Das auf den Rücken legen alleine ist jedoch noch keine Unterwerfung. Auch in dieser Position kann der am Boden liegende Hund den anderen durch Blicke provozieren (vgl. RÜTTER 2016, S. 120f).

3.6 Signale zur Konfliktvermeidung

Konfliktvermeidungssignale werden gezeigt, um Konflikte aus dem Weg zu gehen oder sie gar nicht erst entstehen zu lassen. Sie werden in drei Gruppen eingeteilt: Übersprungshandlungen, Beschwichtigungssignale und Beruhigungssignale (vgl. RÜTTER 2016, S.122).

3.6.1 Übersprungshandlungen

Übersprungshandlungen können auch Ersatzhandlungen genannt werden und sind in Situationen sichtbar, in denen sich ein Hund nicht wohlfühlt oder unter starkem Druck steht. Er ist zwischen zwei Handlungen oder Emotionen hin- und hergerissen und eine Ersatzhandlung kann ihm dabei helfen, die momentane Spannung zu lösen und sich selbst zu beruhigen. Das kann zum Beispiel im Training passieren, wenn der Hund beispielsweise einerseits gerne das von ihm verlangte Kommando ausführen möchte, andererseits durch einen anderen Hund derart abgelenkt ist, dass er sich nicht mehr konzentrieren kann. Verhaltensweisen dabei sind das Schütteln, Kratzen, Gähnen, das willkürliche Schnüffeln, Niesen und Lecken der Schnauze (vgl. RÜTTER 2016, S.122).

3.6.2 Beschwichtigungssignale

Folgende Signale gehen immer vom rangniedrigeren Hund aus und sollen das Gegenüber dazu bringen, keine Aggression zu zeigen oder ein aufkommender Konflikt soll vermieden werden. Hierbei muss es sich gar nicht um einen aufkommenden Konflikt handeln, denn sehr unsichere Hunde fühlen sich häufig auch durch freundliche, direkt schauende Hunde derart verunsichert, dass sie beschwichtigendes Verhalten zeigen. Hierbei ist das Vermeiden des Blickkontaktes gemeint, sowie das Pföteln und sich kleinmachen (vgl. RÜTTER 2016, S.124).

Weiters wird beschwichtigendes Verhalten im Zuge der Annäherung und Kontaktaufnahme zu fremden Hunden gezeigt, um sozial angespannte Situationen schon im Vorfeld zu entschärfen. Beispiele hierfür sind das Lecken der eigenen Schnauze, den Blick abwenden und blinzeln (vgl. BUBLAK 2013, S.15).

3.6.3 Beruhigungssignale

Diese Signale werden vom ranghöheren Tier gezeigt und dienen der Entlastung und Entspannung der Situation bzw. sollen dem unsicheren Gegenüber zeigen, dass kein Stress zu erwarten ist. Hierzu gehören das demonstrative Desinteresse, das Abwenden des Kopfes oder des gesamten Körpers und die Vermeidung des Blickkontaktes (vgl. RÜTTER 2016, S.126).

4 Auffällige Verhaltensweisen bei Hunden

Welches Verhalten ein Hund in bestimmten Situationen zeigt, hängt von vielen Umständen ab. Hierzu zählen die Lernerfahrungen, die er bisher gemacht hat, die Motivation, das Vorhandensein von Fluchtmöglichkeiten in der speziellen Situation, individuelle Abneigungen und besonders das Wesen des Hundes. Im folgenden Kapitel wird auf eine erhöhte Angst und Aggression bei Hunden eingegangen und mögliche Ursprünge erklärt. Auch die möglichen Einflüsse von Umweltfaktoren auf die Persönlichkeit werden zum Ende des Kapitels erläutert.

4.1 Aggressivität

Mit Aggressivität ist die innere Bereitschaft eines Organismus, aggressives Verhalten zu zeigen, gemeint (vgl. NITZSCHNER 2021, S.62). Aggression kommt aus dem Lateinischen (aggreddior) und bedeutet „sich nähern“ oder „an etwas herangehen“ (vgl. HÖSS 2010, S.3).

Es sind verschiedene Faktoren ausschlaggebend für die Intensität des gezeigten Aggressionserhaltens, wie zum Beispiel bestimmte Hormone oder Lernerfahrungen, die ein Hund gemacht hat. Grundsätzlich tragen Aggressionen als funktionale Formen des Sozialverhaltens zum Überleben eines Individuums im Sinne von Verteidigung der Ressourcen (Futter, Liegeplatz, Spielzeug), dem Nachwuchs, des Sexualpartners bzw. der Sexualpartnerin und auch zur eigenen Verteidigung bei (vgl. NITZSCHNER 2021, S.62f).

Auch um die Rangordnung stabil zu halten, wird entsprechend aggressives Verhalten gezeigt. Abwehr- und Angriffsverhalten sind zwingend notwendig und dienen der Schaffung von Sicherheit für die einzelnen Individuen, als auch deren individuellen Freiraum. Grundgedanke aggressiven Verhaltens ist die eigene körperliche Unversehrtheit zu wahren und so möglichst viele eigene Gene langfristig weitergeben zu können (vgl. HÖSS 2010, S.3f).

Zwischen Individuen wird die innere Bereitschaft zur Ausführung von aggressivem Verhalten unterschieden, welche Aggressivität genannt wird. Aggression wird demnach dann gezeigt, wenn Schlüsselreize auf ein Individuum einwirken. Bei Tieren mit hoher Aggressivität reicht schon ein schwacher Schlüsselreiz, bei niedriger Aggressivität braucht es stärkere Reize, um das aggressive Verhalten auszulösen. Von welchen Faktoren diese innere Bereitschaft, Aggression zu zeigen, abhängt, wird in folgenden Unterkapiteln erläutert (vgl. NITZSCHNER 2021, S.62f).

4.1.1 Formen von Aggressionsverhalten

Hunde zeigen aus vielen verschiedenen Gründen Aggressionen, einen einzigen Auslöser dafür gibt es meist nicht. In der Ökologie werden folgende Unterteilungen angeführt, welche auf den Beziehungen, die Lebewesen zueinander haben, beruhen: die Intraspezifische und die Interspezifische Aggression. Die intraspezifische oder auch innerartliche Aggression genannt, wird demnach innerhalb der eigenen Art gezeigt. Dazu gehören konflikthafte Beziehungen, wie zum Beispiel die Konkurrenz zwischen zwei Hunden und auch die intraspezifische Sozialisierung. Also in Summe alle Verhaltensweisen, die ein Hund gegen einen anderen Hund

richtet. Die interspezifische Aggression wiederum beschreibt Aggressionsverhalten gegenüber Individuen einer fremden Art. Hier entsteht zum Beispiel Konkurrenz, wenn dieselbe Nahrungsquelle genutzt wird (vgl. HEBERER et al. 2017, S.58ff).

4.1.2 Neurobiologische Grundlagen von Aggressivität

Wie bei vielen anderen Verhaltensweisen sind auch beim Ausdruck von Aggressivität das Gehirn bzw. gewisse Hirnareale beteiligt. In diesem Fall spielt die Amygdala, oder auch Mandelkern genannt, eine wichtige Rolle. Diese arbeitet sehr schnell und ist am Erkennen emotionaler Stimuli beteiligt. Untersuchungen aus dem Jahr 1954 an Rhesusaffen zeigten, dass eine Entfernung der Amygdala zu friedlicherem Verhalten der Individuen führte, wohingegen eine Stimulation dieser zu verstärktem Aggressionsverhalten führte. Auch der Hypothalamus ist am Aggressionsverhalten beteiligt. Frühe Untersuchungen an Katzen aus dem Jahr 1920 zeigten, dass eine gewisse Stimulation mit elektrischen Impulsen zu aggressiven Verhalten führte. Weiters ist der Präfrontale Cortex (PFC) an der Selbstregulation beteiligt, sodass man davon ausgehen kann, dass Störungen in diesem Bereich zu einer beeinträchtigten Emotionskontrolle führen (vgl. NITZSCHNER 2021, S.63ff).

4.1.3 Die Rolle von Hormonen und Neurotransmitter

Am Aggressionsverhalten sind auch Hormone und Neurotransmitter beteiligt. Einer dieser Neurotransmitter ist das Serotonin. In normalen Mengen sorgt er für eine ausgeglichene Stimmung, dennoch wird er mit aggressiven Verhalten in Verbindung gebracht. In Untersuchungen mit Menschen und verschiedenen Tieren konnte gezeigt werden, dass bei Menschen, die eine schwere Gewalttat begangen haben, oder bei besonders aggressiven Hunden, das Serotonin-Level niedriger war als in der Kontrollgruppe. Einige Forscher gehen davon aus, dass das Serotonin eine entscheidende Rolle in der Informationsübertragung zwischen dem limbischen System und dem Präfrontalen Cortex spielt. Somit hätten also Tiere, mit einem niedrigen Serotoninspiegel eine gestörte Informationsübertragung und könnten weniger Kontrolle über ihre emotionalen Reaktionen ausüben, was wiederum zu impulsiv aggressivem Verhalten führen könnte. Vor allem bei männlichen Tieren spielt auch das Testosteron eine Rolle im Aggressionsverhalten. Zwar haben auch weibliche Tiere das Sexualhormon Testosteron, jedoch unterscheidet sich die Konzentration und Wirkweise

zwischen männlichen und weiblichen Tieren. Bei männlichen Tieren sorgt Testosteron für gesteigerte Konkurrenz und Rivalität sowie für die Aggressivität untereinander. Es wird hauptsächlich in der Paarungszeit produziert. Zu großen Teilen wird das Hormon in den Hoden produziert, weshalb es gang und gäbe ist, eine Kastration bei vermehrter Aggressivität zu empfehlen. Der Zusammenhang zwischen Kastration und Aggressivität ist bei Hunden, im Gegensatz zu anderen Tieren, wie zum Beispiel Rindern, nicht eindeutig. Auch bei weiblichen Hunden spielt das Testosteron eine Rolle. So zeigten Hündinnen, die aus stark rüdenlastigen Würfen stammen, nach einer Kastration vermehrte Dominanzaggression. Auch bei Untersuchungen mit Meerschweinchen und Mäusen konnte festgestellt werden, dass weibliche Tiere, die im Mutterleib zwischen zwei männlichen eingebettet lagen, später ein größeres Aggressionspotenzial aufwiesen. Weiters zeigt sich eine erhöhte Aggressionsbereitschaft im Zusammenspiel mit einem hohem Testosteronlevel und niedrigem Cortisolspiegel. Weitere wichtige Hormone in der Regulation von Aggression sind Oxytocin und Vasopressin, sowie Noradrenalin und Dopamin (vgl. NITZSCHNER 2021, S.66ff).

4.1.4 Aggression und Emotion

Hinter aggressiven Verhaltensweisen können verschiedene Emotionen, wie etwa Angst, Frustration oder Konkurrenz stecken. Angst verletzt zu werden oder eine Ressource zu verlieren, steckt beispielsweise hinter der allgemeinen Verteidigung eines Hundes. Somit ist der Ursprung der meisten aggressionsbedingten Verhaltensprobleme nicht wie so oft angenommen die Dominanz, sondern Ängstlichkeit. Da Hunde mit einer Angstproblematik in der Regel erst dann angreifen, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlen, eine Flucht nicht (mehr) möglich ist oder Beschwichtigungssignale nicht verstanden werden, ist hier besondere Vorsicht geboten. Denn solche Hunde fühlen sich tendenziell schneller bedroht und es reichen oft plötzliche Handbewegungen, um aggressives Verhalten auszulösen (vgl. HÖ 2010, S.5). Als weiteres Beispiel des Ursprungs von Aggressivität können neurologische Probleme, wie zum Beispiel krankhafte Veränderungen im Gehirn des Hundes, Schock und Schmerzen genannt werden. Auch hier steht die Verteidigung des eigenen Körpers an erster Stelle. Signale für Schmerzen beim Hund können unter anderem folgende Verhaltensänderungen sein: plötzliche Angst, erhöhte Aggressivität, Berührungsempfindlichkeit und zurückziehen sowie vermehrte Unruhe (vgl. HÖSS 2010, S.5f).

4.1.5 Motivation für aggressives Verhalten

Nicht immer ist der Grund hinter aggressivem Verhalten eines Hundes klar erkennbar, oft sorgen verschiedene Faktoren für Formen der Aggression und erschweren es dem Halter oder der Halterin einen klaren Auslöser für diese zu finden und zu identifizieren. Wenn situativ unterschiedliche Aggressionsformen gemeinsam auftreten, dann ist von einer Mischmotivation die Rede (vgl. HEBERER et al. 2017, S.71f).

Da jedes Lebewesen von Ressourcen abhängig ist, diese teilweise nur in begrenzter Form vorkommen und in weiterer Folge darüber bestimmen, wo und ob ein Lebewesen überleben kann, kommt es auch hier automatisch zu intra- und interspezifischer Konkurrenz. Dies wird ressourcenbedingte Aggression genannt. Ressourcen sind in diesem Fall Nahrung, Raum, Fortpflanzungspartner, Wasser und Licht. Je nachdem wie sich Lebewesen organisieren, um möglichst erfolgreich zu überleben, so zeigt sich ihr Verhalten gegenüber Artgenossen und Eindringlingen. Der Gruppenzusammenhalt, vor allem bei Wölfen und Hunden, führt dazu, dass sie Ressourcen über das Vermögen des Individuums hinaus gegenüber Fremden verteidigen können. Andererseits muss jedes Individuum auch innerhalb der Gruppe dafür sorgen, freien Zugang zu allen notwendigen Ressourcen zu haben, um das eigene Leben mit möglichst vielen Freiheiten zu erhalten. Für Wildtiere ist eine Kosten-Nutzen-Rechnung hinsichtlich aggressiven Verhaltens essentiell und so wird wo immer möglich, auf tatsächliche physische Attacken verzichtet, da auch der Angreifer gefährdet ist, sich dabei ernsthaft zu verletzen. Folgende Aggressionsformen vermischen sich teilweise mit der ressourcenbedingten Aggression oder sind Teile davon. Statusbezogene, territoriale oder sexuelle Aggression erscheinen zwar erstmal als unabhängig, liegen aber letztendlich in der Natur des Hundes. Daher wird im Zuge der Hundehaltung von ressourcenbedingter Aggression gesprochen, wenn Futter, Spielzeug oder Liegeplätze, die der Hund verteidigt, gemeint sind (vgl. HEBERER et al. 2017, S.72ff).

Statusbedingte Aggression wird von Hunden innerhalb des Sozialverbandes gezeigt und hat den Sinn, vor allem bei Hunden, die einen niedrigen Rang einnehmen, den Status im Verband zu verbessern. Denn je höher der Rang, desto mehr Freiheiten erhält das Individuum. Der Hund kann länger an der Futterstelle bleiben, was sich auf Gesundheit und Stärke auswirkt, oder hat

eine größere Chance einen Fortpflanzungspartner zu finden. Aggressives Verhalten ist in diesem Zusammenhang gegebenenfalls lohnenswert, um den eigenen Rang zu verbessern (vgl. HEBERER et al. 2017, S.77).

Im Zuge seiner Domestikation wurde der Hund so weit verändert und angepasst, dass er den Mensch als differenzierten Sozialpartner wahrnimmt. So wachsen Welpen nicht nur mit der Mutterhündin, sondern im besten Fall auch mit durchgehendem Kontakt zum Menschen auf. Das Ziel ist ein Hund, der sich am Menschen orientiert und sich von diesem auch kontrollieren lässt. Das soziale Miteinander bietet aber auch Raum für Aggressionen, innerhalb dessen der Mensch eine wichtige Rolle spielt. Bei der sozial motivierten Aggression wird das aggressive Verhalten vom Hund als gemeinsames Erlebnis wahrgenommen. Die Bezugsperson agiert in diesem Fall als Partner. Motivation ist hier der soziale Aspekt, welche sich der Hund vom Menschen holt. Dies ist von menschlicher Seite nicht immer gewollt (vgl. HEBERER et al. 2017, S.80f).

Die sexuell motivierte Aggression betrifft Hündinnen vor allem rund um die Läufigkeit. In dieser Zeit können sie besonders aggressiv reagieren, meist gegenüber Artgenossen, seltener gegenüber den Menschen oder anderen Tierarten. Es kann dazu führen, dass Hündinnen aus gleichen Haushalten vorsorglich während dieser Zeit getrennt werden müssen, um heftige Kämpfe zu verhindern. Grundsätzlich kann es aber auch vorkommen, dass sich Hündinnen generell nicht mit Geschlechtsgenossinnen verstehen, was jedoch seltener vorkommt als angenommen. Rüden untereinander neigen zu Imponierverhalten, was als Vorstufe von aggressivem Verhalten gilt, einen Konflikt jedoch vermeiden soll. Wenn sich über das Imponierverhalten keine Lösung des Konflikts ergibt, kann es zu härteren Auseinandersetzungen, wie dem Ernstkampf, kommen. Die hier zugefügten Verletzungen können lebensbedrohlich sein (vgl. HEBERER et al. 2017, S.83f).

Eine weitere Form der Aggression ist die territoriale Aggression. Für standorttreue Tiere ist ein Territorium eine wichtige Ressource, da in diesem Gebiet gejagt wird, die Nachkommen aufgezogen werden und das eigene Rudel lebt. Wölfe beispielsweise verteidigen ihr Revier rigoros gegenüber Eindringlingen, da diese ihnen die Beute streitig machen können. Wenig verwunderlich also, wenn auch beim Hund das Verteidigen eines Territoriums noch eine Rolle spielt, war dies nicht sogar einer der Gründe für die Domestizierung des Hundes. Zudem sind

viele Hunderassen ursprünglich dafür verwendet worden, um Haus und Hof vor Eindringlingen oder die Herde von Schafen vor Dieben oder Beutegreifern zu verteidigen. So gesehen sind diese Hunde in der heutigen Zeit mehr oder weniger arbeitslos, können ihre über Jahre hinweg züchterisch gewollten Eigenschaften und Aufgaben nicht mehr ausüben und zeigen aus Halter- und Halterinnensicht unerwünschtes Verhalten. In Wahrheit gehört das Verbellen des Nachbarn oder Postboten zum normalen Hundeverhalten für eben diese Zwecke gezüchtete Hunde. So verteidigen Hunde aber oft nicht nur die eigenen vier Wände, sondern zählen auch Orte, an denen sie sich längere Zeit aufgehalten haben, zu ihrem Territorium (vgl. HEBERER et al. 2017, S-85f).

4.2 Ängstlichkeit

Grundsätzlich können Furcht und Angst als überlebensnotwendige Emotionen beschrieben werden, da sie vor Gefahren warnen und somit eine schnelle Reaktion ermöglichen. Deshalb sind Furcht und Angst maßgeblich an der Anpassung und in weiterer Folge an der Überlebenschance eines Individuums beteiligt und werden im Evolutionsverlauf begünstigt. Furcht beschreibt dabei die spezifische Angst vor einem Objekt oder Subjekt, das Gefühl einer konkreten Bedrohung gegenüberzustehen. Angst dagegen meint das diffuse Unbehagen in Situationen, die nicht genau eingeordnet werden können, jedoch als bedrohlich empfunden werden (vgl. NITZSCHNER 2021, S.90).

Angst entsteht dann, wenn sich Individuen in Situationen wiederfinden, die Unbehagen und Unwohlsein in ihnen auslösen, weil entweder die Situation oder ein Reiz als gefährlich eingestuft werden oder weil man die Situation gar nicht oder nur schlecht einschätzen und somit nicht bewerten kann. Auch in Überforderungssituationen entsteht Angst und kann allgemein als ein subjektives Phänomen beschrieben werden, das sehr unterschiedlich wahrgenommen wird. Meist kommt es zu körperlichen Begleiterscheinungen wie zittern, gesteigerter Speichelbildung und schneller Atmung (vgl. RÜTTER 2018, S.7f).

4.2.1 Phobien und Traumata

Wenn eine Angst krankhaft und irrational geworden ist, wird sie Phobie genannt. Im Gegensatz zur Angst, die auch eine Schutzfunktion haben kann, erschwert eine Phobie das Leben, ist nicht mehr kontrollierbar und abnormal. Folglich kann es zu einer erlernten Hilflosigkeit kommen, wenn Hunde immer wieder in Situationen geraten, in denen sie Hilf- und Machtlosigkeit erleben. Sie verkleinern dann ihr Verhaltensrepertoire dahingehend, dass sie unangenehme Zustände nicht mehr abstellen, obwohl sie es vielleicht sogar könnten (vgl. RÜTTER 2018, S.9).

Ein weiterer Begriff, der oftmals im Zusammenhang mit Angst genannt wird, ist die Bezeichnung „Trauma“. Aus dem Griechischen stammend bedeutet das „Verletzung“ oder „Wunde“. Es gibt ein medizinisches und psychologisches Trauma, letzteres meint eine seelische Verletzung, die aufgrund eines traumatisierenden Erlebnisses hervorgerufen wurde. Folglich entsteht ein Trauma im Zuge einer extremen psychischen Belastungssituation für dessen Bewältigung das betroffene Individuum auf keine Strategien zurückgreifen kann. Bei Hunden kann ein Trauma beispielsweise durch Unfälle, dauerhaften Entzug von sozialer Zuwendung, physische und psychische Misshandlung oder plötzlichem Erschrecken in Situationen, in denen der Hund absolut nicht damit gerechnet hätte, ausgelöst werden. Dies passiert zum Beispiel bei der Verwendung von Trainingsmitteln wie Disc-Scheiben, Wurfketten oder im Zuge der anonymen Korrektur (vgl. RÜTTER 2018, S.11).

Die Folgen eines Traumas beginnen mit einer akuten Belastungsreaktion, die in der Regel nur wenige Stunden bis Tage dauert und meist keiner therapeutischen Behandlung bedarf. Sie ist begleitet von Stresssymptomen wie Hecheln und Zittern. Hunde neigen in solchen Situationen zu Übersprungshandlungen wie dem ziellosen Schnuppern am Boden (siehe Kapitel 3.6 *zum Thema Signale zur Konfliktvermeidung*). Es kann sein, dass die Symptome länger als vier Wochen anhalten, beim Menschen spricht man dann von einer Posttraumatischen Belastungsstörung, kurz PTBS (vgl. RÜTTER 2018, S.14).

Als Symptome können hierbei Schlafstörungen, Konzentrationsschwierigkeiten, erhöhte Schreckhaftigkeit und/oder starke Reizbarkeit genannt werden. Situationen, die mögliche Erinnerungen an das belastende Ereignis hervorrufen können, werden gezielt vermieden. Zudem kommt es zu sich wiederholenden und aufdrängenden Erinnerungen (vgl. KROLLNER u. KROLLNER, 2022).

Ob ein Hund immer wieder Erinnerungen an das belastende Ereignis hat, kann nicht hinreichend festgestellt werden. Jedoch treffen die übrigen genannten Symptome auch auf Hunde zu. Wie heftig ein Hund ein potenziell traumatisierendes Erlebnis wahrnimmt und wie er dieses abspeichert, hängt von vielen verschiedenen Faktoren ab. Sehr junge und unerfahrene Hunde können demnach schneller traumatisiert werden als jene Hunde, die bereits viele Erfahrungen gemacht haben und diese als nicht lebensbedrohlich abgespeichert haben. Ein generell sehr sicherer Hund wird vielen Situationen souveräner gegenüberstehen als ein ohnehin schon sehr schreckhafter und ängstlicher Hund. Ob tatsächlich eine Traumatisierung stattfindet, ist also sehr subjektiv und von der Persönlichkeitsstruktur abhängig. Wie bereits in Kapitel 2.2 *Die Entwicklungsphasen des Hundes* erwähnt, sind für die Entwicklung eines sicheren und souveränen Hundes die ersten Lebenswochen und was er dabei kennenlernt, ein wesentlicher Richtungsgeber für die Zukunft. Fehlt die Sozialisierung und das behutsame Heranführen an verschiedene Umweltreize, kann ein ganz normales Lebensumfeld traumatisierend auf den Hund wirken. Es ist schwer, oder fast nicht mehr möglich, erwachsene Hunde mit Dingen vertraut zu machen, die sie bisher nicht kennengelernt haben (vgl. RÜTTER 2018, S.14f).

4.2.2 Mögliche Auslöser von Angst und Trauma

Ursachen für Angstverhalten beim Hund gibt es viele verschiedene, sodass es als ersten Schritt sinnvoll ist, physiologische Gründe als Ursache für Angstverhalten auszuschließen. Gründe für dieses können zum Beispiel eine Hormonstörung, organische Gehirnerkrankungen, Schmerzen oder ein Vitaminmangel sein. Als sogenannter „Glücksbotenstoff“ beeinflusst Serotonin unter anderem die Stimmungslage. Kommt es hier zu einem Mangel, da der Hund bestimmte Vitamine etc. nicht ausreichend aus der Nahrung aufnehmen bzw. verwerten kann, ist es möglich, dass Ängste begünstigt werden. Weiters kann es im Zuge einer Schilddrüsenunterfunktion, je nach Ausprägung, zu gesteigerter Aggression gegenüber Tier und Mensch, sowie erhöhtem Angstverhalten kommen. Gründe hierfür sind eine erhöhte Reizbarkeit und eine eingeschränkte Stressresistenz. Auch organische Gehirnerkrankungen, die in Folge von Gehirnhautentzündungen oder Gehirnerschütterungen entstehen, sowie Tumore können Ursache für Angstverhalten sein, das für den Menschen bis dato unerklärlich erscheint. Kommt es zu Schmerzen in der Wirbelsäule oder in den Gelenken, ist es möglich, dass der

Hund diese Schmerzen mit bestimmten Situationen verbindet und in Zukunft bereits im Vorfeld Angstverhalten zeigt (vgl. RÜTTER 2018, S.18ff).

4.2.3 Faktoren, die Ängstlichkeit beeinflussen

Nachdem die physiologischen Ursachen von Ängstlichkeit erläutert wurden, richtet sich die Aufmerksamkeit in diesem Unterkapitel auf weitere, vor allem genetische und rassebedingte Faktoren sowie Umwelteinflüsse. Vor allem in sehr frühen Lebensphasen sind Tiere, wie auch Menschen, besonders empfänglich gegenüber äußeren Einflüssen. Dies betrifft auch die Zeit kurz vor der Geburt, da sich die neuronalen Schaltkreise des Gehirns noch weiter verändern. Ist die Mutterhündin also während der Trächtigkeit großen Belastungen ausgesetzt, so kommt es beim Nachwuchs zu einer erhöhten Ängstlichkeit. Dies passiert deshalb, da es zu einer veränderten Hormonausschüttung beim Muttertier kommt und diese teilweise über die Plazenta in den Blutkreislauf des Nachwuchses gelangen. Dort beeinflussen sie das sich entwickelnde zentrale Nervensystem. Das Verhalten der Nachkommen wird dahingehend verändert, dass sie sich vorsichtiger in der vermeintlich gefährlichen Situation verhalten. Sie haben dadurch bessere Überlebenschancen, dennoch führt ein hohes Stresslevel, vor allem in sensiblen Entwicklungsphasen, zu Störungen bei der Gehirnentwicklung (vgl. NITZSCHNER 2021, S.108).

In den ersten Lebenswochen entwickelt sich die Fähigkeit, Angst zu empfinden und Meideverhalten zu zeigen, vorausgesetzt neurophysiologische Strukturen sind dementsprechend ausgereift, sodass eine aktive Reaktion ausgelöst wird. Weiters muss die neuromuskuläre Koordination ausgereift sein, damit diese Reaktionen überhaupt ausgeführt werden können. Der Zeitpunkt der ersten Angstreaktion gibt auch Hinweise auf die Dauer der Sozialisierungsphase des Hundes. Je später diese Reaktion gezeigt wird, desto länger haben Welpen die Möglichkeit, ihre Umgebung angstfrei erkunden zu können. In Untersuchungen konnte festgestellt werden, dass Wölfe ihre erste Angstreaktion im Schnitt mit 19 Tagen machen. Bei Hunden wurde sie erst mit ungefähr 49 Tagen gezeigt. In der Zeit davor überwiegt die Neugier. Somit verlieren Wölfe viel früher die „Offenheit“ gegenüber neuen Reizen. Die achte und neunte Lebenswoche ist eine besonders empfindliche Zeit. Negative Erfahrungen, die in dieser Zeit gemacht wurden, werden stärker verinnerlicht als davor oder danach. Rassespezifische Unterschiede konnten dahingehend festgestellt werden, dass Deutsche

Schäferhunde im Schnitt mit 39,4 Tagen die erste Angstreaktion zeigten, wohingegen diese beim Cavalier King Charles Spaniel erst mit 51,1 Tagen auftraten. Generell scheint der Cavalier King Charles Spaniel eine deutlich langsamere Entwicklung aufzuweisen. Im Vergleich zu anderen Hunderassen öffnet diese Rasse später die Augen, nimmt später feste Nahrung zu sich und wird auch später erst mobil (vgl. NITZSCHNER 2021, S.110f).

Werden verschiedene Hunderassen in Bezug auf die Ausprägung ihres Angstverhaltens betrachtet, tauchen deutliche Unterschiede auf. So reagiert beispielsweise ein „typischer“ Rottweiler anders auf einen umherfliegenden Plastiksack als ein „typischer“ Bearded Collie, der vermutlich einen großen Bogen um das unbekannte Objekt läuft. Rottweiler wurden ursprünglich für das Vorantreiben von Kuhherden gezüchtet, mussten daher äußerst robust sein und sich nicht so leicht beeindrucken lassen. Der Bearded Collie hingegen wurde zum Hüten von Schafherden gezüchtet. Er braucht eine schnelle Reaktion auf viele kleine Veränderungen in seiner Umwelt, daher ist er reizempfindlicher und in der Regel schreckhafter. Der unterschiedliche Umgang von Hunderassen mit ein und derselben Situation liegt also unter anderem am Hintergrund ihrer Zuchtgeschichte (vgl. RÜTTER 2018, S.22ff).

In Untersuchungen aus dem Jahr 2014 von Serpell und Duffy zum Thema *Domestic Dog cognition and behavior* konnte festgestellt werden, dass fast ausnahmslos kleinere Hunderassen die größte Ängstlichkeit aufweisen. Hierzu zählen bei der Angst gegenüber Fremden der Chihuahua und (Zwerg-)Dackel, bei der Angst gegenüber Hunden der Chihuahua, Zwergdackel und Malteser und bei den unsozialen Ängste wieder der Chihuahua, Zwergdackel und der Yorkshire Terrier. Eine sehr gering ausgeprägte Ängstlichkeit gegenüber den genannten Faktoren weisen Golden und Labrador Retriever, Rottweiler und Siberian Husky auf (vgl. NITZSCHNER 2021, S.113).

4.2.4 Neurobiologische Grundlagen der Angst

Wie auch beim Ausdruck von Aggressivität, spielt auch beim Wahrnehmen von Angst die Amygdala, als Teil des limbischen Systems, eine zentrale Rolle. Aus anderen Hirnarealen werden die Informationen auf zwei Wegen zur Amygdala geleitet. Vom Thalamus, der wichtigsten Schaltstelle für Informationen aus den Sinnesorganen, kommt ein schnelles, jedoch grobes und eher fehleranfälliges Signal. Wird von diesem ein potenziell emotionaler Reiz

wahrgenommen, so leitet er eine Skizze dieses Sinneseindrucks an die Amygdala. Daraus ergibt sich eine sehr schnelle Reaktionszeit, die aufgrund der groben Informationen jedoch auch fehleranfällig ist. Aus diesem Grund verfügt ein Hund auch noch über einen zweiten Weg der Informationsverarbeitung, welcher präziser abläuft. Der Thalamus leitet den Sinneseindruck zuerst an den Cortex, der mit seinen sensorischen Abschnitten für eine differenzierte Wahrnehmung sorgt, und an den Hippocampus, der bisher gemachte Erfahrungen einbringt, weiter. Bevor sie die Amygdala erreichen, werden sie dort also noch genauer analysiert (vgl. NITZSCHNER 2021, S.99). Dieser Weg dauert viel länger als der erstgenannte, weshalb ein Hund als erste Reaktion zum Beispiel Erstarren zeigt, bevor er sich wieder entspannen kann. Je öfter jedoch eine Erfahrung mit diesem Objekt gemacht wird, desto schneller läuft die Informationsübertragung ab und desto früher kann sich ein Hund wieder entspannen, nachdem er mit einem eigentlich ungefährlichen Reiz konfrontiert wurde (vgl. RÜTTER 2018, S.45).

Als Schaltstelle des limbischen Systems, der Informationen an andere Hirnareale weitergibt, fungiert der Hippocampus. Kommt es zu potenziell gefährlichen Situationen, leitet er die Informationen an den Präfrontalen Cortex, wo Entscheidungen getroffen werden. Weiters ist der Hippocampus für die Speicherung situativer Informationen zuständig, aufgrund dessen ein Tier in traumatisierenden Situationen nicht nur den Reiz an sich abspeichert, sondern auch Begleitumstände wie die räumlichen Gegebenheiten. In Versuchen mit Ratten konnte festgestellt werden, dass ein Lädieren des Hippocampus zu keiner Angstreaktion in Bezug auf die Umgebung führte. Wurde in den Versuchen die Amygdala zerstört, so zeigten die Ratten weder eine Reaktion auf das zuvor angstbesetzte Geräusch noch auf die räumliche Umgebung, in der dieses stattfand (vgl. NITZSCHNER 2021, S.99f).

Wie bereits in Kapitel 2.2.4 *Pubertät und Adoleszenz* geschildert, ist der präfrontale Cortex für die Impulskontrolle, Handlungsplanung und Risikoabschätzung zuständig. In Bezug auf die Ängstlichkeit eines Hundes ist er dafür verantwortlich eine nicht länger gefährliche Situation als ungefährlich einzustufen. Als weiteren Schritt wird diese Information an die Amygdala weitergegeben, die dann ihre Aktivität vermindert. So kann sich die Angstreaktion reduzieren. Wurden die entsprechenden Regionen in Versuchen mit Ratten lädiert, war es den Tieren schwerer möglich, eine vormals gefährliche Situation als ungefährlich einzustufen. Auch

Tieren mit chronischem Stress fällt dies schwerer, da auch hier der präfrontale Cortex eine reduzierte Aktivität aufweist (vgl. NITZSCHNER 2021, S.100f).

4.2.5 Hormone und Neurotransmitter

Ein angstauslösender Reiz führt zu einer gesteigerten Abgabe von Adrenalin und Noradrenalin, wodurch das sympathische Nervensystem aktiviert wird. Mit der Hypophysen-Nebennierenrinden-Achse wird ein weiteres Hirnareal aktiviert, das für ein höheres Cortisolwert sorgt. Cortisol, auch bekannt als Stresshormon, dient dazu, körpereigene Reserven zu aktivieren, um auf eine Gefahr reagieren zu können. Gemessen können diese Werte bei Hunden in bzw. kurz nach akuten Situationen im Kot, Urin, Blut und Speichel. Cortisolwerte über einen längeren Zeitraum können am besten in Form von Fellproben nachgewiesen werden. So konnte in Versuchen festgestellt werden, dass Hunde, die sich in der Testsituation ängstlicher verhalten hatten, auch einen höheren Cortisolwert in der Fellprobe aufwiesen. Ängstliche Hunde haben also generell einen höheren Basis cortisolwert. Wichtig bei der Untersuchung dieser Werte ist allerdings, dass bei dauerhaft stressbelasteten Hunden ein Zusammenbruch des Stresssystems vorliegen kann und somit keine erhöhten Cortisolwerte, trotz hoher Stressbelastung, gemessen werden können. Man spricht hier von „Hypocortisolismus“ (vgl. NITZSCHNER 2021, S.101).

Zwei weitere wichtige Neurotransmitter sind Serotonin und Dopamin. Auch hier wurde bereits in Kapitel 4.1.3 *Die Rolle von Hormonen und Neurotransmitter* erklärt, dass eine Senkung des Serotoninspiegels zu einer erhöhten Impulsivität und emotionaleren Reaktionen führt, worunter sowohl die Aggressivität als auch die Ängstlichkeit fallen. Betroffen sind hierbei aber auch andere negative Emotionen. Hunde mit sehr niedrigem Serotoninlevel zeigen mit größerer Wahrscheinlichkeit ängstliches Verhalten. Dem Neurotransmitter Dopamin werden zwei wichtige Aufgaben/Rollen zugeschrieben. Einerseits führt es durch einen Dopaminanstieg im Blut zu einer erhöhten Aktivierung der Amygdala und einer steigenden Intensität der Angst. So gesehen haben in Untersuchungen jene Individuen mit einem höheren Dopaminlevel in der Amygdala eine stärkere Angstreaktion gezeigt. Jedoch spielt Dopamin auch bei der Löschung von Furcht (Furchtextinktion) eine entscheidende Rolle. Bei Versuchen mit Menschen wurde herausgefunden, dass jene Teilnehmer:innen, die eine Dopamin-Vorstufe zu sich nahmen, eine deutlich schwächere Angstreaktion zeigten als Teilnehmer:innen, die ein Placebo schluckten.

So scheint Dopamin eine wichtige Rolle bei der Neubewertung von vormals angstauslösenden Reizen zu spielen. Eine schnellere Furchtextinktion tritt ein (vgl. NITZSCHNER 2021, S.104).

Bei der Interaktion zwischen Sozialpartnern wird Oxytocin ausgeschüttet. Somit kann der Kontakt zu Menschen für Hunde einen beruhigenden Effekt haben und Ängste mindern. Da das Oxytocin als Gegenspieler von Cortisol agiert, verringert er durch das Einwirken auf die Stressachse das Empfinden von Stress. Abschließend kann als weiterer wichtiger Botenstoff die Gamma-Aminobuttersäure (GABA) genannt werden. Dieser Neurotransmitter hat eine hemmende Wirkung im zentralen Nervensystem in Bezug auf die Ängstlichkeit. Kommt es zu einem GABA-Mangel, kann eine Überreizung und Generalisierung der Erregung stattfinden und es kann zu generalisierten Ängsten kommen (vgl. NITZSCHNER 2021, S.105).

5 Empirischer Teil

Aufbauend auf der theoretischen Rahmung beinhaltet der empirische Forschungsteil die Auswertung der qualitativen Interviews, welche mit drei Hundetrainer:innen aus Oberösterreich geführt wurden. Ziel dieser Forschung war es, mit Hilfe der durchgeführten Interviews die Arbeitsweise von Hundetrainer:innen im Zuge ihres Trainings mit Hunden und deren Besitzer:innen sowie eine Einschätzung hinsichtlich der Möglichkeit zur Therapiebegleithundeausbildung von Hunden mit Angst- und/oder Aggressionsproblematiken zu erfahren. Dies beinhaltet neben der Philosophie oder einem möglichen konkreten Leitsatz des jeweiligen Trainers bzw. der jeweiligen Trainerin, über praktische Trainingsansätze, Hausaufgaben für Personen und Hunde im Training, bis hin zur persönlichen und fachlichen Einschätzung von besonders ängstlichen und/oder aggressiven Hunden in Bezug auf die Therapiebegleithundeausbildung und dessen Voraussetzungen.

In folgenden Kapiteln wird beginnend mit Kapitel 5.1 die genaue methodische Vorgangsweise der Befragung und unter 5.2 die Ergebnisse der empirischen Studie dargestellt.

5.1 Methodische Vorgangsweise

Um eigene Erfahrungen und Erkenntnisse der befragten Personen zu erhalten, stützt sich der empirische Teil dieser Forschungsarbeit auf das Konzept der qualitativen Sozialforschung. Diese Forschungen orientieren sich, anders als jene der quantitativen Lehre, an der Qualität einer Analyse und ermöglichen so größtmögliche Flexibilität und Offenheit im Kommunikationsprozess. Der befragten Person ist es aufgrund des Prinzips der Offenheit möglich, auch unerwartete Informationen zu äußern, die jedoch für das Interview ebenso bedeutend sein können. Zeitgleich ist auf Seiten des Interviewers oder der Interviewerin ein flexibler Umgang mit dem Gesagten erlaubt und eine Reaktion auf die Bedürfnisse der befragten Person möglich. Ziel einer qualitativen Forschung ist immer das Herstellen einer sozialen Wirklichkeit, welches anhand verschiedener methodischer Prozesse erreicht werden soll (vgl. Lamnek & Kell, 2016, S. 330ff).

5.1.1 Durchführung und Transkription der Interviews

Der Interviewleitfaden für die qualitativen Interviews wurde selbst entwickelt und ist im Anhang beigelegt. Gegliedert ist dieser in fünf Erzählimpulse. Angefangen mit den Grundsätzen, auf welchen das Training aufbaut, über die Methoden die speziell im Training mit ängstlichen oder besonders aggressiven Hunden angewandt werden, bis hin zur Einschätzung der Therapiebegleithundausbildung für ebendiese Hunde. Durch diese Erzählimpulse wurden bereits Kategorien für die spätere Auswertung der Interviews erstellt.

5.1.2 Beschreibung der Auswertungsmethode

Durch die Aufzeichnung mit Hilfe eines mobilen Endgeräts konnte die zeitlich versetzte, jedoch wortgetreue Abschrift des Gesagten umgesetzt werden. Bei der manuellen Niederschrift wurde die Sprache geglättet, jedoch der Inhalt nicht verändert. Wortwiederholungen, Unterbrechungen und Laute wurden in der Niederschrift nicht berücksichtigt, sowie umgangssprachliche Ausdrücke und Dialekt ins Hochdeutsche übersetzt. Die Kennzeichnung der Interviewerin erfolgte mit einem „I“, während die befragte Person mit einem „A“, „B“ und „C“ markiert wurde. Jegliche Angaben zu den Befragten sowie zu den in den Interviews genannten Personen wurden anonymisiert bzw. abgeändert. Bei dieser manuellen Niederschrift wurden die Transkriptionsregeln nach Kuckartz (2018, S. 167f) befolgt.

5.2 Darstellung der Ergebnisse

Basierend auf den Interviews mit den Hundetrainerinnen werden in folgenden Unterkapiteln die Ergebnisse dieser dargestellt. Die Darstellung der Ergebnisse orientiert sich dabei an den oben genannten Kategorien für die Auswertung der Interviews. In der Auswertung sowie Darstellung der Ergebnisse werden die befragten, ausschließlich weiblichen Trainerinnen Frau A, B und C genannt. Das erste Unterkapitel stellt die erste Kategorie dar, die Philosophie bzw. der Leitsatz in der Arbeit als Hundetrainerin, welche Werte ihnen hier wichtig sind und an die jeweiligen Personen im Training vermittelt werden.

5.2.1 Die Philosophie

In diesem ersten Erzählimpuls wurde die Frage nach einem Leitsatz im Hundetraining gestellt und welche Werte im Umgang mit Mensch und Tier für die jeweilige Trainerin Bedeutung haben. Da für die Interviews keine Trainerinnen von „klassischen“ Hundeschulen herangezogen wurden, sondern die Auswahl auf individuelle Trainingsangebote fiel, konnte jede Person, die mit Hunden arbeitet, ihre Werte anschaulich beschreiben. So sei es zwei der drei befragten Trainerinnen in erster Linie wichtig ihr Training gewaltfrei, fair und an das Verhalten des Hundes angepasst zu gestalten (vgl. Interview A, Z 20-29, Interview B, Z 5-7). Diesen Umgang würden sie auch von den Hundehalter:innen im Zuge ihres Trainings einfordern. Wobei es aus Sicht der Befragten selten zu Situationen komme, in denen dies nicht eingehalten werde. Trainerin B ist der Meinung, dass in den letzten Jahren im Hundetraining eine große Entwicklung stattgefunden habe, sodass nur noch selten Menschen in ihr Training kommen würden, die beispielsweise an der Leine rucken. Sie weise in ihrem Training auch auf solche vermeintlichen Kleinigkeiten hin (vgl. Interview A, Z 20-21, Interview B, Z 25-30). Trainerin A vertritt die Einstellung den Menschen so anzunehmen, wie er oder sie ist, wenn das Training beginnt. Sie versuche sich von groben Verhaltensweisen seitens des Halters bzw. der Halterin nicht triggern zu lassen und möchte im ersten Schritt Vertrauen zu den Menschen aufbauen, um im Zuge weiterer Trainings alternative Handlungsmöglichkeiten zu erarbeiten. Aus ihrer Sicht mache es keinen Sinn, von Beginn an zu streng mit den Hundehalter:innen zu sein, da dann die Gefahr besteht, dass diese nicht mehr ins Training kommen und ihr Ziel, langfristig etwas an der Situation des Hundes zu verbessern, nicht mehr erreicht werden könne (vgl. Interview A, Z 32-34, Z 50-62). Zudem sei einer ihrer wichtigsten Grundsätze im Training,

dass auch die Sympathie zwischen Trainerin und Halter:in stimmt. Und selbst das sei nicht genug. Sie ist der Meinung, dass nicht jede/r Trainer:in jeden erreichen könne und auch wenn die Sympathie stimmt, könne es sein, dass man im Training einfach nicht weiterkommt. Aus diesem Grund würde sie auch gerne zu Kolleg:innen weitervermitteln, wenn sie das Gefühl hat, sie hat zeitlich nicht genug Ressourcen oder jemand kann unter Umständen woanders effizienter trainieren (vgl. Interview A, Z 35-38, 181-183, 292-297).

Als weiteren sehr wichtigen Faktor nannten zwei der drei befragten Personen den Spaß im Training. Hiermit meinen sie Spaß für den Hund, als auch für den Halter/die Halterin, denn nur so könne laut Trainerin A gewährleistet werden, dass auch zu Hause weiter trainiert wird. Ihre Grundsätze sind folgende: „Spaß am Tun ist der wichtigste Motivator und Erfolgsgarant“, sowie „Was man gern macht, macht man auch gut“ (vgl. Interview A, Z 6-13, Interview C, Z 5-13). Weiters wurde in diesem Erzählimpuls auch die Wichtigkeit genannt, über hündisches Verhalten, seine Körpersprache und seine Bedürfnisse aufzuklären. Damit es aus Halter:innensicht nachvollziehbar ist, warum der Hund gewisse Verhaltensweisen in bestimmten Situationen zeigt. Trainerin B erwähnte in diesem Zusammenhang auch, dass sie den Leuten versuche zu vermitteln, sich in das Tier hineinzusetzen und zu erläutern, wie der Hund lernt um diesem in weiterer Folge die Übungen entsprechend zu erklären (vgl. Interview 21-30, Interview B, Z 5-7, 16-19). Ein feinsinniger und respektvoller Umgang mit seinen Kund:innen sei hier laut Person A besonders wichtig (vgl. Interview A, Z 83, 276-277).

Person C arbeitet vorwiegend im Therapiehundeeinsatz und nennt als essentiellen Bestandteil ihrer Arbeit, dass Klient:in und Hund zusammenpassen und gemeinsam Spaß an der Arbeit haben. Im Zuge ihrer langjährigen beruflichen Erfahrung in der Arbeit mit Therapiebegleithunden sei es zweimal vorgekommen, dass sie die gemeinsame Arbeit vorzeitig beendete, weil der/die Klient:in keine Freude daran hatte oder nicht auf den Hund reagierte (vgl. Interview C, Z5-13, 21-29).

5.2.2 Die Arbeit mit den Hunden

In diesem Erzählimpuls wurde nach der Methodik gefragt, die von den Hundetrainerinnen in ihrer Arbeit angewandt wird und aus welchen Gründen sie von Menschen mit Hunden kontaktiert bzw. aufgesucht werden. Alle befragten Personen würden ihr Training basierend

auf positiver Verstärkung aufbauen (vgl. Interview A, Z 38, Interview B, Z 35, Interview C, Z 63-66). Belohnt werde individuell mit Futter oder Spiel, je nachdem, was der Hund als belohnend empfindet (vgl. Interview A, Z 69-75, Interview B, Z 43-45). Zwei der drei Personen würden sowohl Einzeltraining als auch Training in kleinen Gruppen anbieten. Begonnen werde immer mit dem Einzeltraining, in dem eine Bestandsaufnahme stattfinde und individuelle Fragen geklärt werden können (vgl. Interview A, Z 47-48, Interview B, Z 35-38).

Trainerin B versucht ihr Training alltagsbezogen, abwechslungsreich und vor allem die Grundkommandos spielerisch aufzubauen. Jeder werde von ihr im Clickertraining instruiert, die Personen können dann aber frei entscheiden, ob sie weiter damit trainieren oder nicht. Im Gruppentraining selbst werde auf keine Prüfung hingearbeitet (vgl. Interview B, Z 35-47).

Trainerin A hat sich auf Dummyarbeit, Nasenarbeit und Mantrailing spezialisiert und bietet ihr Training auch im Einzel- sowie Gruppensetting an. Im Zuge dessen würden auch kleinere Probleme im Alltag bearbeitet werden, jedoch kommen die Hundehalter:innen nicht aufgrund größerer Verhaltensauffälligkeiten wie übermäßiger Angst oder Aggression zu ihr ins Training. Sie habe zwar auch Hunde mit Aggressions- oder Angstproblematiken im Training, jedoch werde nicht speziell an diesen Themen gearbeitet. So könne sie beispielsweise für Hunde mit einer Aggressionsproblematik mit Artgenossen das Dummytraining im 2-er-Setting anbieten. Hier werde die Distanz so gewählt, dass die Hunde entsprechend arbeiten können. Im Fokus stehe eine gemeinsame Zeit zu verbringen und Empowerment für den Hund. Verhaltenstraining passiere nebenbei im Hintergrund trotzdem (vgl. Interview A, Z 91-114). Da Person C ausschließlich mit ihren ausgebildeten Therapiebegleithunden arbeitet, konnten zu dieser und den folgenden Fragen keine Angaben gemacht werden.

Gründe, warum die Trainerinnen kontaktiert werden, sind folgende:

- Grundgehorsam,
- Welpengruppen und
- Verhaltensauffälligkeiten (vgl. Interview B, Z 52-55).
- Dummytraining,
- Nasenarbeit und
- Mantrailing (vgl. Interview A, Z 91-92).

Trainerin B ergänzt im Zuge dieser Frage, dass Hunde mit Verhaltensauffälligkeiten in ihrem Training eher die Minderheit seien. Zu Beginn ihrer Trainerinnentätigkeit hätte sie mehr davon im Training gehabt, dies führe sie auf das damals sehr eingeschränkte Angebot individueller Hundetrainer:innen zurück. Heute ist sie der Meinung, dass es Hundetrainer:innen „wie Sand am Meer“ gäbe und sich die Kund:innen dementsprechend verteilen würden (vgl. Interview B, Z 52-58).

5.2.3 Das Training mit verhaltensauffälligen Hunden

Als größter Erzählimpuls folgt jener, der die Arbeit mit verhaltensauffälligen Hunden beschreibt. Hier wurde eingangs die Frage nach einer persönlichen Definition von Verhaltensauffälligkeiten gestellt, gefolgt von der Häufigkeit in der Menschen mit verhaltensauffälligen Hunden ins Training kommen. Auch eine spezielle Herangehensweise oder Methodik im Umgang mit diesen Hunden wurde erfragt.

Für Person C sei das Verhalten eines Hundes auffällig, wenn er sich vor Menschen fürchtet und das Vertrauen zu ihnen verloren hat. Dieses Verhalten komme ihrer Ansicht nach auch gegenüber den Besitzer:innen vor, sodass sich der Hund nicht mehr berühren lässt und Angst vor ihnen hat. Schuld daran sei der Mensch selbst, sagt sie. Auch wenn der Hund keine anderen Strategien mehr anwenden könne als nach vorne zu gehen und zu beißen, also in irgendeiner Weise aggressiv sei, beschreibt sie als verhaltensauffällig. Als weiteren Punkt erwähnt sie die totale, devote Angst vor Menschen, also wenn sich der Hund aufgibt. Sie hätte diese Verhaltensweisen im Zuge ihrer eigenen Therapiehundearbeit als auch in ihrer Tätigkeit als Praxisanleiterin für angehende Therapiebegleithunde-Teams noch nie beobachtet. Als Grund hierfür könne unter anderem der Wesenstest, der zu Beginn der Therapiebegleithundeausbildung steht, genannt werden (vgl. Interview C, Z 80-94).

Person B unterscheidet zwischen unerwünschten und auffälligen Verhaltensweisen. Sie nennt für Besitzer:innen unerwünschtes Verhalten, welches jedoch individuell und rassebedingt völlig normal für den Hund ist. Als Beispiel führt sie einen sehr ausgeprägten Jagdtrieb eines für eben diese Aufgabe gezüchteten Hundes an. Aus Halter:innensicht könne man von einem unerwünschten Verhalten sprechen, aus Hundesicht sei dieses vollkommen normal (vgl. Interview B, Z 69-73). Für sie habe es dann Priorität ein Training zu beginnen, wenn es zum

Problem für die Besitzer:innen wird und diverse Auffälligkeiten nicht mehr mit dem Alltag vereinbar sind bzw. wenn Belästigungen vielleicht sogar zur Gefahr werden. In welcher Häufigkeit sie aufgrund dieser genannten Probleme aufgesucht werde sei sehr unterschiedlich. Insgesamt glaube sie aber nicht, dass die Anzahl von Verhaltensauffälligkeiten bei Hunden abnimmt, sondern dass sich diese einfach mehr verteilen (vgl. Interview B, Z 75-87).

Person A zählt zu auffälligen Verhaltensweisen alles, was nicht der Norm entspreche. Auch sie betrachte unerwünschtes und auffälliges Verhalten differenziert. Ersteres komme vor, wenn ein Hund ein Verhalten zeigt, das den Alltag des Mensch-Hund-Teams erschwert, wie zum Beispiel das Hochspringen bei der Begrüßung. Anders verhalte es sich, wenn der Hund eine überragende Angst oder Aggression gegenüber etwas hat und beißen will. Das würde sie zu Verhaltensauffälligkeiten zählen. Auch der Leidensdruck der Besitzer:innen spiele hierbei eine Rolle. Sie sehe immer wieder Hunde mit auffälligem Verhalten, welches offensichtlich von ihren Halter:innen nicht als solches erkannt werden würde, da (noch) kein Leidensdruck vorhanden sei. Sehr oft komme das ihrer Meinung nach bei kleinen Hunden vor. Für Menschen, die sich nicht mit dem Verhalten ihres eigenen Hundes auseinandersetzen, sei es nicht erkennbar, wenn kleine Hunde auf Menschen oder Artgenossen losgehen oder vermehrtes Angstverhalten zeigen. Ihre Erklärung dafür ist, dass kleine Hunde nicht so bedrohlich wirken als größere Hunde, da werden Auffälligkeiten gerne übersehen. Mit anderen Augen würde ein ähnliches Szenario gesehen werden, wenn der Aggressor nicht ein Yorkshire Terrier, sondern ein Schäferhund wäre. Hier würde mit anderen Maßstäben gemessen werden. Die Anzahl von Hunden mit auffälligen Verhaltensweisen in ihrem Training schätze sie auf ca. 10-15% (vgl. Interview A, Z 121-143, Z 167).

Im Umgang mit verhaltensauffälligen Hunden erwähnt sie eine sensiblere Herangehensweise und mehr Distanz zu Artgenossen. Sie würde ganz genau auf die Bedürfnisse des Hundes achten, sodass diesem es möglich ist am Training teilzunehmen. Das gesamte Setting, das Vorgehen und die Schulung des Hundehalters bzw. der Hundehalterin sei im Allgemeinen viel genauer auf die Bedürfnisse des Hundes ausgerichtet. Generell sei es bei ängstlichen oder aggressiven Hunden besonders wichtig viel Rücksicht auf die Umgebung zu nehmen, damit es zu keinen negativen Zwischenfällen kommt und sie gestärkt aus dem Training gehen können. Da sie in ihren Trainings nicht dezidiert an möglichen problematischen Verhaltensweisen

arbeiten würde, vermittelt sie beispielsweise Hunde mit Aggressionen gerne weiter, arbeite dagegen vermehrt mit Hunden mit Jagdverhaltensproblemen. Im Gegensatz zum Verhaltenstraining, welches sie als oft schwierig und mit Rückschlägen verbunden beschreibt, sei ihr Training unterstützend und als Qualitätszeit zwischen Hund und Halter:in zu betrachten. Der Hund könne Vertrauen aufbauen, da ihm artgerechte Beschäftigung geboten werde, die er auch brauche. So könne er zusätzlich auch an Selbstvertrauen gewinnen. Ihr sei es wichtig, nicht ausschließlich problemorientiert zu arbeiten. Ihre Kund:innen würden ca. ein- bis zweimal monatlich kommen und holen sich wieder neue Übungen ab, die dann selbstständig zu Hause trainiert werden würden (vgl. Interview A, Z 96-98, Z 195-237).

Grundsätzlich würde sich das Training mit verhaltensauffälligen Hunden von einem „normalen“ Training unterscheiden, erklärt Trainerin B. Aber sie würde ohnehin mit jedem neuen Hund zuerst im Einzelsetting arbeiten, alles andere habe aus ihrer Sicht keinen Sinn. Man brauche im Umgang mit diesen Hunden sehr viel Zeit, vieles sei nicht von heute auf morgen zu lösen und andere Themen wiederum lösen sich von alleine. Als Beispiel nennt sie hier Hunde aus dem Tierschutz, die einfach viel Zeit brauchen würden, um gut ankommen zu können. Grundsätzlich gehe es darum, mit möglichst vielen Dingen, in möglichst vielen Schritten positive Assoziationen herzustellen, erläutert Trainerin B. Das Einzeltraining würde dann bestenfalls einmal wöchentlich auf dem Hundeplatz stattfinden. Je nach Bedarf biete sie auch Hausbesuche bzw. Trainings an bestimmten Orten an. Der Zeitraum sei sehr individuell, je nachdem wie intensiv zu Hause geübt wird und wie geschickt die Leute sind. Ihrer Meinung nach sei das Training für die Menschen zu Hause und die Hunde nie richtig abgeschlossen. Sie jedoch könne ihr Training dann beenden, wenn die Leute so weit sind ihren Alltag wieder ohne Unterstützung zu schaffen. Sie hätten im Training Möglichkeiten erlernt, um es in Zukunft richtig machen zu können. Der Sinn des Trainings sei laut Frau B ohnehin die Menschen zu schulen und nicht den Hund fertig zu therapieren (vgl. Interviewe B, Z 98-151).

5.2.4 Chancen und Möglichkeiten die im Zuge des Trainings entstehen

Damit ein gelingendes Training stattfinden kann braucht es nicht nur ein angemessenes Trainingskonzept und geeignete Trainer:innen, sondern auch das Zutun des Halters bzw. der Halterin. Was speziell von Halter:innen, die sich im Training mit verhaltensauffälligen Hunden befinden, zu beachten ist, wird in diesem Unterkapitel dargestellt. Zudem wurde die Frage nach

etwaigen Chancen und Möglichkeiten, die sich im Zuge eines artgerechten und gewaltfreien Trainings mit dem Hund auf tun, gestellt.

Person C ist der festen Überzeugung, dass sich die Beschäftigung mit dem Hund und das regelmäßige Training etwas bringt. Ihrer Meinung nach sollten alle Probleme beim Hund in viele kleine Trainingsportionen und -schritte aufgeteilt werden, denn ein Generalrezept, das viele Menschen gerne hätten, gäbe es nicht. Allgemein seien die Menschen oft zu ungeduldig. Positive Aspekte einer intensiven Arbeit mit Hunden seien unter anderem, dass man den eigenen Hund gut kennenlernt und auch Erfahrungen sammelt, wie andere Hunde reagieren. Im Training würde man voneinander lernen, denn jeder habe so seine Probleme, an denen er arbeitet. Auch sie selbst habe mit jedem ihrer eigenen Hunde wieder etwas dazu gelernt und so appelliert sie an alle Hundebesitzer:innen, sich mit dem Hund zu beschäftigen. Denn es sei für beide Seiten wichtig, nicht nur für den Hund. Abgesehen von wichtigen Sozialkontakten, die der Hund braucht, mache es auch Spaß ihm etwas zu lernen und zu denken und möglicherweise auch eine sinnvolle Aufgabe zu geben. So habe sie selbst zur Therapiehundebildung gefunden (vgl. Interview C, Z 164-200).

Person B ergänzt in Hinblick auf die Chancen im Zuge eines artgerechten und gewaltfreien Hundetrainings die Möglichkeit selber einiges dazuzulernen, Verständnis für den Hund zu entwickeln, den Hund lesen zu lernen und sein Verhalten besser einschätzen zu können. Zudem werde man als Hundebesitzer:in viel vorausschauender und sie fragt sich, ob man jemals wieder normal und unbedacht agieren würde. Denn sie selbst sei mittlerweile sehr wachsam und aufmerksam geworden, beschreibt dies jedoch als die Vor- und Nachteile, die das Training bringe (vgl. Interview B, Z 175-185).

Abschließend erwähnt Person A einen harmonischen Alltag miteinander, die langfristige Erreichung der Ziele und dass Hund und Halter:in „happy“ seien. Ihrer Meinung nach könne man diese Ziele nur durch positives Training und im Zuge der Auseinandersetzung mit hündischem Verhalten erreichen (vgl. Interview A, Z 304-307).

5.2.5 Die Möglichkeit der Therapiebegleithundebildung

Als fünfter und letzter Erzählimpuls folgt jener in der die Frage beantwortet wird, ob Hunde mit diversen Verhaltensauffälligkeiten, speziell mit gesteigerter Angst oder Aggression, aus

Sicht der befragten Trainerinnen eine Chance haben zum Therapiebegleithund ausgebildet zu werden. Teil der Beantwortung dieser Frage soll eine persönliche Einschätzung sein, sowie Voraussetzungen, die ihrer Ansicht nachgegeben sein müssen.

Die befragte Person B habe mit ihren Hunden die Ausbildung durchlaufen und könne es vor allem für einen ihrer Hunde, der als ängstlich und unsicher galt, als große Bereicherung verzeichnen. Ihr Gedanke dahinter sei gewesen, dass es ihm bestimmt gut tun würde in diese Richtung etwas zu lernen. Letztendlich habe es ihm ihrer Meinung nach sehr viel gebracht, sodass er auch tatsächlich schon als Therapiebegleithund im Einsatz gewesen sei. Ihr Hund wäre aber im Umgang mit Menschen immer unkompliziert gewesen. Denn ist ein Hund bloß unsicher und ängstlich und man möchte ihn dennoch als Therapiebegleithund einsetzen, müsse man als Halter:in besonders darauf achten, dass die Situation für den Hund in Ordnung ist und er keinen Stress dabei hat. In diesem Fall spreche nichts dagegen ihn einzusetzen, so Frau B. Weiters erwähnt sie aber, dass dies auch von Hund zu Hund verschieden sei und es auch hier gewisse Grenzen gäbe. Auf jeden Fall solle es für den Hund eine Bereicherung sein und ihm Spaß machen, er soll es nicht über sich ergehen lassen müssen. Anders würde sich die Situation gestalten, wenn ein Hund aus Angst zuschnappen würde. Für sie wäre das eine klare Grenze, da sie auch nicht beurteilen könne, inwieweit der Hund das Verhalten bereits verinnerlicht hat und reflexartig zubeißt. Für sie stellt sich die Frage, ob es in diesem Fall jemals sinnvoll sei, so einen Hund im Therapiehundebereich einzusetzen (vgl. Interview B, Z 194-215).

Als Voraussetzungen nennt sie unter anderem rücksichtsvolle Hundehalter:innen, die den Hund lesen und einschätzen können, damit sich der Hund auch wohlfühlt dabei, sowie Spaß und ein gewisses Grundinteresse am Menschen. Wenn der Hund in Anwesenheit von fremden Menschen in Panik verfällt, würde es wenig Sinn machen. Sie halte es auch für sehr wichtig die Menschen über die unterschiedlichen Ausbildungsstätten und deren angebotene Qualität zu informieren, da man aus ihrer Sicht von Ersthundebesitzern nicht erwarten könne, dies selbst gut einschätzen zu können. Mittlerweile seien ihrer Meinung nach viele schlechte Ausbildungen vorhanden, die sich bloß vermarkten möchten. Hier werde nicht ausreichend Rücksicht auf die Bedürfnisse und die Freiwilligkeit des Hundes genommen. Als Halter:in sei es wichtig zu lernen selber gut auf seinen Hund aufzupassen und zu achten, wenn dies von Seiten der Ausbildungsstätte nicht gewährleistet wird (vgl. Interview B, Z 224-242).

Trainerin A stehe einer Therapiebegleithundeausbildung mit Hunden mit Verhaltensauffälligkeiten grundsätzlich offen gegenüber, solange dieser keine Ängste oder Aggressionen gegenüber Menschen zeige. Sie selbst habe mit ihrer Angsthündin vor einigen Jahren an gewissen Ausbildungsmodulen einer Therapiebegleithundeausbildung teilgenommen und dies als sehr positiv empfunden. Damals habe es im Hundetraining noch kein so breites Angebot gegeben und sie konnte im Zuge dieser Module einiges kennenlernen. Irritiert habe sie dann aber die Haltung der Ausbildungsstätte, dass ihre Hündin zur Therapiehundearbeit geeignet sei, was ihrer Meinung nach definitiv nicht der Fall gewesen wäre, denn sie würde keine fremden Menschen mögen. Dies beschreibt Frau A als einen der wichtigsten Punkte im tiergestützten Einsatz mit Hunden: Freude des Hundes im Umgang mit (fremden) Menschen. Natürlich könne nicht ausgeschlossen werden, dass der Hund im Laufe der Ausbildung lernt mit Menschen zusammenzuarbeiten und seine Scheu zu verlieren. In der Regel glaube sie aber eher nicht, dass das passiert. Weiters ergänzt sie, dass eine Voraussetzung für einen Therapieeinsatz nicht nur die fehlende Angst oder Aggression sein solle, sondern auch das Interesse an fremden Menschen. Es gäbe etliche Hunde, die keine der genannten Verhaltensauffälligkeiten vorweisen würden, dennoch von sich aus kein Interesse an der Interaktion mit Menschen haben würden. Aus ihrer Sicht müsse ein Hund das in seiner Natur haben, wenn er tiergestützt arbeiten soll. Denn nur so könne man wirklich sicher sein, dass er das gewünschte Verhalten nicht nur zeigt, um dem Halter zu gefallen, der Belohnung wegen oder weil er sich nicht in der besten Ausbildungsstätte befindet und gewisse Verhaltensweisen unterdrückt. Abschließend erwähnte sie, dass im Allgemeinen ein sehr großer Hype um die Therapiehundearbeit entstanden sei und in Summe viel mehr Hunde zu Therapiebegleithunden ausgebildet werden würden, als ihnen guttue (vgl. Interview A, Z 316-373).

Die dritte befragte Person ist mit ihren Hunden selbst im tiergestützten Einsatz aktiv und fungiert als Praxisanleiterin einer Ausbildungsstätte in Oberösterreich. Sie erklärt, dass man an sehr sprunghaften und übermotivierten Verhaltensweisen, vor allem von jungen Hunden, gut arbeiten könne, dies aber auch keine Verhaltensauffälligkeit im klassischen Sinne darstellen würde. Wenn der Hund schon einmal gebissen habe bzw. diese Grenze schon einmal überschritten wurde, würde sie persönlich den Hund nicht mehr in der Therapiehundearbeit einsetzen. Sie könne sich gut vorstellen, dass dieser Hund mit entsprechendem Training dennoch ein toller Privat- oder Familienhund werden könne. Im Zuge der Therapiehundearbeit

habe sie Verantwortung gegenüber ihren Klient:innen und auch dem Hund gegenüber zu tragen und das wäre für sie mit so einem Hund nicht mehr möglich (vgl. Interview C, Z 218-241).

Etwas anders gestaltet sich ihre Ansicht in Hinblick auf Hunde mit gesteigertem Angstverhalten. Bei diesen Hunden könne es sein, dass sie den Wesenstest als Grundlage für die Ausbildung bestehen, dennoch einige Themen intensiv bearbeitet und geübt werden müssen. Hier müsse als Ausbildungsinstitut ein genaues Augenmerk daraufgelegt werden ob Entwicklungen stattfinden würden und der Hund ruhiger wird und weniger Angst hat. Sei das nicht der Fall und komme die Angst, beispielsweise vor Geräuschen, immer wieder oder fühle sich der Hund einfach nicht wohl, weiche zurück oder fühle sich bedrängt, dann sei es auch schon vorgekommen, dass die Ausbildung abgebrochen wurde (vgl. Interview C, Z 245-266).

Leider komme es im Zuge solcher Abbrüche auch immer wieder zu Situationen in denen die Halter:innen uneinsichtig reagieren würden und nicht verstehen wollen, warum die Ausbildung nun abgebrochen werde. In diesem Fall sei offensichtlich, dass die Menschen den Hund nicht lesen, nicht richtig einschätzen können und ihnen das Gespür dafür fehle, dass sich der Hund nicht wohlfühle. Problematisch sei laut Person C auch ein konkreter Plan, der von den Menschen von Beginn an verfolgt werde. Oft werde ein Welpen geholt und im Hintergrund gäbe es schon einen konkreten Plan, dass dieser Welpen zum Therapiehund ausgebildet werden soll. Das sei faktisch unmöglich und kann nur schwer im Vorhinein bestimmt werden, denn es gäbe immer wieder Hunde, die einfach keine Freude damit haben und dies sei dann auch zu respektieren. Auch sie ist der Meinung, dass die Ausbildung in den letzten Jahren regelrecht boomt und dies nicht nur positive Folgen nach sich ziehen würde (vgl. Interview C, Z 264-325).

6 Resümee

Im abschließenden Teil dieser Hausarbeit werden die aus der Literatur gewonnenen Inhalte und Erkenntnisse zusammengefasst dargestellt und mit jenen aus der Empirie ergänzt. Ziel dieser Forschung ist die Veranschaulichung der verschiedenen Einflüsse und Gegebenheiten auf die Persönlichkeit eines Hundes und zwei konkrete Verhaltensauffälligkeiten, die gesteigerte Angst und Aggression, die daraus entstehen können sowie im empirischen Forschungsteil die Darstellung jener Sichtweisen von Hundetrainer:innen in Oberösterreich. Entlang der eingangs

formulierten Forschungsfragen werden die wichtigsten Ergebnisse angeführt und die Fragen, auf denen die vorliegende Forschung aufbaut, beantwortet:

- Welche wichtigen Entwicklungsphasen im Leben eines Hundes gibt es?

Der Hund durchläuft im Laufe seines Lebens viele bedeutende Phasen, die Einfluss auf seine weitere Entwicklung nehmen. Bereits vorgeburtlich, in der pränatalen Phase, spielt die Situation der Mutterhündin eine große Rolle. Ist diese starken Stressoren ausgesetzt kann ein Teil der Stresshormone über die Plazenta das zentrale Nervensystem des Fötus beeinflussen und somit zu Lerndefiziten, Ängstlichkeit und einer verminderten Aufmerksamkeitsspanne des Hundes führen. Auch die Größe und Zusammensetzung des Wurfes spielt dahingehend eine Rolle, dass eine „Vermännlichung“ der weiblichen Föten zu einer verstärkten Ausprägung männlicher Verhaltensweisen führen kann. Sind die Welpen dann auf der Welt folgt die neonatale- und Übergangsphase. In dieser Phase werden sie von der Mutterhündin umfassend versorgt, das heißt gefüttert, vor Gefahren geschützt, gewärmt und in der Anogenitalregion beleckt. Das Belecken führt zu einer besseren Regulation der Stresshormonlevel und die Welpen erkundigen mutiger die Umgebung und sind weniger ängstlich. Das Pflegeverhalten der Mutterhündin spielt eine entscheidende Rolle in der weiteren Entwicklung der Welpen, so wirkt sich ein mangelhaftes, als auch übermäßiges Pflegeverhalten kontraproduktiv auf die Entwicklung aus. Ein gewisses Maß an Stress, im Sinne von Umweltreizen oder einer kurzen Abwesenheit der Mutterhündin, sollten die Welpen dennoch bereits im Alter von wenigen Wochen erfahren, um so einen möglichst adäquaten Umgang mit herausfordernden Situationen erlernen zu können. Denn nur wenn Reize vorhanden sind, können die Nervenzellen im Gehirn des Welpen entsprechende Netzwerke ausbilden. Andernfalls kommt es bei wenig genutzten Synapsen zum Absterben von Nervenzellen und in weiterer Folge zu einem Deprivationssyndrom. Dies meint Verhaltensstörungen, die aufgrund mangelnder Außenreize während der frühen Lebensphasen entstehen. Folgend kann die Präge- und Sozialisierungsphase genannt werden, die zwischen der vierten und zwölften bzw. 16. Lebenswoche, je nach Rasse, stattfindet. In dieser Zeit tritt der Welpe vermehrt in Kontakt mit seiner Umwelt, die Geschwister gewinnen an Bedeutung und er kann Situationen, die er während dieser Phase erlebt hat, später besser einschätzen und gewinnt an Sicherheit. Am Ende der Welpenzeit steht die Rangordnungsphase, nach der mit dem Zahnwechsel die juvenile

Phase des Junghundes folgt. Diese dauert bis zu einem Alter von zwölf, 18 oder sogar 24 Monaten bei großen Rassen. Die Pubertät ist Teil der Adoleszenz und bringt die Geschlechtsreife des Hundes hervor. Der Rüde beginnt in dieser Zeit mit dem Anheben des Beines beim Urinieren, mit einem gesteigerten Interesse für fremde Markierungen und einer Tendenz zu rüpelhaftem Spiel. Er ist dann zwar zeugungsfähig, emotional und sozial, aber nicht vollständig ausgereift. Dies geschieht in der langen Phase der Adoleszenz, sowie die Ablösung von der Familie und die Ausreifung der eigenen Persönlichkeit. Aufgrund der Myelinisierung der Nervenzellen kommt es zu Ausfällen in bestimmten Hirnarealen, was zu vermehrter Unsicherheit, Gereiztheit, Schreckhaftigkeit und fehlender Konzentration des Junghundes führt. Doch auch wenn der Hund letztendlich das Erwachsenenalter erreicht hat, bleibt die Persönlichkeitsentwicklung nicht stehen und ist stark von der Umgebung, in der er lebt, abhängig.

- Wie kann das „typische“ Verhalten des Hundes beschrieben werden?

Das hündische Verhalten kann als sehr vielfältig und fein nuanciert beschrieben werden. Hierbei wurden in vorliegender Arbeit als grobe Gliederung die olfaktorische Wahrnehmung und Kommunikation, die Lautsprache des Hundes, Sehen und Mimik, Körperhaltungen und -bewegungen erläutert. Abschließend werden die Signale zur Konfliktvermeidung angeführt. Beginnend mit dem ausgezeichneten Geruchssinn des Hundes wird beschrieben, dass diese auch noch Tage später die Spur eines Lebewesens verfolgen und verfolgen, je nach Rasse, über bis zu 220 Millionen Riechzellen. Im Gegensatz dazu verfügt der Mensch über ca. fünf Millionen Riechzellen. Im Zuge der olfaktorischen Wahrnehmung werden unter anderem die vier unterschiedlichen Markierformen wie das Urinieren, Koten, Scharren und Reiben an einem Gegenstand oder Menschen genannt werden. So hat das Urinieren neben dem „Sich-Lösen“ auch die Funktion sich Artgenossen mitzuteilen bzw. ein Revier zu markieren. Welpen und Hündinnen urinieren in der Hocke und Rüden tun dies ab der Pubertät mit gehobenem Hinterbein. Auch beim Koten kommt es vor, dass die Stelle sehr gezielt und gegebenenfalls auch erhöht ausgesucht wird und besonders für territoriale Hunde eine große Rolle spielt. Über die Analdrüsen wird der ganz individuelle Geruch eines jeden Hundes mitabgegeben. Das Scharren geschieht hauptsächlich nach dem Koten oder Urinieren und hat den Zweck die

markierte Stelle nochmal besonders hervorzuheben. Auch das Reiben an einem Gegenstand oder Menschen ist eine Form des Markierens und kann Besitzansprüche deutlich machen.

Im Kontakt mit Artgenossen suchen Welpen vermehrt die Bauchgegend nach Zitzen ab und schon etwas ältere Welpen berühren das Areal rund um die Schnauze im Sinne des Futterbettelns. Erwachsene Hunde beschnuppern sich meist im Leisten- und Analbereich. Dies hat neben der individuellen Erkennung auch die Funktion der Kontrolle der Paarungsbereitschaft. Hier gilt, wer sich im Genitalbereich beschnuppern lässt, zeigt sich selbstbewusst. Abschließend zählt zur olfaktorischen Wahrnehmung und Kommunikation das Wälzen in Aas oder anderen übelriechenden Dingen um Körperstellen, die zu den erogenen Zonen des Hundes zählen, zu parfümieren, sowie das Wälzen in Sand, Gras oder Erde als Zeichen von Entspannung und Genuss.

Die Lautsprache des Hundes beinhaltet viele verschiedene Lautäußerungen, die sich in Tonlage, Dauer und Intensität unterscheiden und so differenzierte Informationen an seine Umwelt abgibt. Neben dem Geruchssinn ist auch der Gehörsinn wesentlich besser ausgebildet als beim Menschen, so können Hunde in einem Frequenzbereich zwischen 15 und 50.000 Hertz wahrnehmen, wohingegen Menschen nur zwischen 20 und 12.000 Hertz hören können. Grundsätzlich kann gesagt werden, dass hohe Töne Artgenossen eher anziehen und tiefe Töne, wie es beim Knurren vorkommt, Anzeichen für Aggressionen sind und oftmals eine Bedrohung bedeuten. Um eine genaue Bedeutung der Signale zu erkennen, ist es jedoch wichtig die Dauer und Intensität der Laute zu beachten. Geheult wird in der hündischen Kommunikation zum Beispiel aus territorialen Gründen oder aus Einsamkeit. Letzteres wird in Form von Fiepheulen und Bellheulen gezeigt. Gejault wird meist aus Langeweile oder Unterforderung, jedoch können auch Schmerzen die Ursache dafür sein. Auch das Bellen kommt in vielen verschiedenen Formen vor und wird zur Begrüßung, Korrektur, Aufforderung, aus Unsicherheit oder aus territorialen Gründen gezeigt. Beim Knurren kann anhand der gewählten Tonlage unterschieden werden, ob es sich um einen selbstbewussten oder eher unsicheren Hund handelt. Der selbstbewusste Hund droht mit einem weichen, tiefen Knurren, welches aus der Brust zu kommen scheint und dient der Distanzgewinnung zum Gegenüber. Weniger selbstbewusst ist das Knurren, wenn die Tonlage etwas weniger tief ist und aus dem Maul kommt. Hunde, die knurrbellen, sind sich ihrer Sache nicht ganz sicher. Als weitere Form der Lautsprache kann

das Schnaufen und Hecheln genannt werden. Hunde schnaufen beispielsweise während der Jagd, beim Schnuppern, wenn sie stoßhaft ausatmen oder als Zeichen einer Drohung. Das Hecheln wird normalerweise zur Temperaturregulierung eingesetzt oder ist ein Zeichen von Stress. Abschließend kann das Winseln als Zeichen von Unwohlsein und Unsicherheit genannt werden.

Ein weiterer wichtiger Bestandteil der hündischen Kommunikation ist die Mimik des Hundes. Um die Stimmung eines Hundes einschätzen zu können ist es wichtig seine Augen, sowie die Blickrichtung und Blickdauer genau zu beurteilen. Ist der Hund entspannt, hat er einen weichen und runden Blick. Je angespannter er ist, desto schärfer wird der Blick. Langanhaltende und direkte Blicke die länger als zwei Sekunden dauern und auch der restliche Körper Drohsignale sendet, nimmt er als Drohung wahr. Im Zuge dessen kann auch die Stellung der Ohren, sowie der Nasenrücken, die Lippen und das Maul als wichtiger Indikator für die Kommunikation zwischen Artgenossen, aber auch gegenüber Menschen erwähnt werden.

Zu den Körperbewegungen zählen die verschiedenen Gangarten des Hundes, wie der Schritt, Trab und Galopp als auch die Bewegungen der Rute. Das Wedeln der Rute kann viele verschiedene Bedeutungen haben und ist für eine typische Kommunikation untereinander unerlässlich. Je schneller und breiter ein Hund mit der Rute wedelt, desto erregter ist er. Das leichte Wedeln mit der Rutenspitze zeigen Hunde ranghöheren Tieren oder Menschen gegenüber und teilen ihre freundliche und beschwichtigende Stimmung mit. Hunde, deren Rute kupiert wurde oder aufgrund der Züchtung entgegen der Normalstellung getragen wird, können als beeinträchtigt in der Kommunikation beschrieben werden. Auch in der Stellung der Rute lassen sich verschiedene Gemütszustände der Hunde ablesen. Ist der Hund entspannt, wird die Rute tiefer als horizontal gehalten. Wird die Rute vollständig gesenkt und leicht eingezogen ist dies ein Zeichen für Schmerzen, psychischen Stress oder Krankheit. Eine Rute, die hoch über dem Rücken getragen wird, bedeutet Imponierverhalten, eine waagrechte und sehr steif getragene Rute zeigt Alarmbereitschaft und/oder Aggression. In der übrigen Körperhaltung ist die Verteilung des Körpergewichts ein Indikator dafür, in welcher Stimmung sich der Hund gerade befindet. Ist das Gewicht eher auf die leicht abgesenkten Hinterläufe verlagert und der Schulterbereich abgesenkt, zeigt dies Unsicherheit. Ein sicherer Hund im Kontakt mit Artgenossen verlagert sein Gewicht auf die Vorderbeine, trägt die Rute waagrecht oder leicht

nach oben gebeugt. Auch ein stark gekrümmter Rücken zeugt von Unsicherheit, was wiederum für Hunde, denen ein runder Rücken angezchtet wurde, zu Missverständnissen führen kann.

Auch die Konfliktvermeidungssignale zählen zum hündischen Verhalten und können in Übersprungshandlungen, Beschwichtigungssignale und Beruhigungssignale eingeteilt werden. Erstere werden gezeigt, wenn sich der Hund in einer Situation nicht wohlfühlt oder er unter starkem Druck steht, weil er zwischen zwei Handlungen oder Emotionen hin- und hergerissen ist. Beschwichtigungssignale sollen das Gegenüber dazu bringen, keine Aggression zu zeigen und werden von rangniedrigeren Tieren gezeigt. Beruhigungssignale zeigen ranghöhere Tiere und dienen der Entlastung oder Entspannung einer Situation.

- Welche Ursachen gibt es für gesteigertes Angstempfinden und Aggressivität?

Gesteigertes Angstempfinden kann auf viele verschiedene Faktoren zurückgeführt werden und ist grundsätzlich eine überlebensnotwendige Emotion. Im Entstehungsprozess spielen neurobiologische Grundlagen, Hormone und Neurotransmitter sowie mögliche Traumata und körperliche Erkrankungen eine Rolle. Angst entsteht in Situationen, in denen sich Individuen unwohl fühlen, einen Reiz als gefährlich einstufen oder die Situation gar nicht erst oder nur schlecht einschätzen können. Wird eine Angst krankhaft und irrational, wird von einer Phobie gesprochen. Die Phobie erschwert das Leben eines Individuums und ist nicht mehr kontrollierbar. In der Folge kann es zur erlernten Hilflosigkeit kommen. Ein weiterer Begriff ist das Trauma, das in einer extremen psychischen Belastungssituation entsteht und wofür das betroffene Individuum keine Strategie zur Bewältigung hat. In der Folge können das Unfälle, physische und psychische Misshandlung, plötzliches Erschrecken oder der dauerhafte Entzug von sozialer Zuwendung sein. Es kann zu einer akuten Belastungsreaktion wie Hecheln und Zittern kommen, als auch zu länger anhaltenden Symptomen, die einer Posttraumatischen Belastungsstörung zugeteilt werden können.

Um eine mögliche Ursache des Angstverhaltens eines Hundes zu erkennen, sollten im ersten Schritt mögliche physiologische Gründe wie eine Hormonstörung, Gehirnerkrankungen, Schmerzen oder ein Vitaminmangel ausgeschlossen werden. Weitere genetische und rassebedingte Faktoren, die die Ängstlichkeit von Hunden beeinflussen, sind unter anderem die Situation der Mutterhündin während der Trächtigkeit als auch die Dauer der

Sozialisierungsphase eines Hundes. Je später ein Welpen erste Angstreaktionen zeigt, desto länger ist der Zeitraum, indem er seine Umgebung mit einer gewissen Offenheit entdecken kann. In Untersuchungen aus dem Jahr 2014 wurde zudem festgestellt, dass kleine Hunderassen wie der Chihuahua, Dackel und Malteser die größte Ängstlichkeit in Hinblick auf fremde Menschen und Artgenossen aufweisen, wohingegen Rassen wie der Golden und Labrador Retriever, der Rottweiler und Siberian Husky eine sehr gering ausgeprägte Ängstlichkeit aufweisen.

Weiters kann festgehalten werden, dass die Amygdala und der Hippocampus eine bedeutende Rolle beim Wahrnehmen von Angst spielen. Hier wurde im Versuch mit Nagetieren festgestellt, dass das Lädieren dieser beiden Hirnareale zu einem geringer ausgeprägten oder sogar fehlenden Angstverhalten führt. Abschließend zeigt ein sehr niedriger Serotoninlevel mit größerer Wahrscheinlichkeit ängstliches Verhalten beim Hund. Bei einem Anstieg von Dopamin im Blut kommt es zu einer erhöhten Aktivierung der Amygdala und in weiterer Folge zu einer steigenden Intensität der Angst. Auch dem Cortisol, bekannt auch als Stresshormon kommt dahingehend eine Bedeutung zu, dass ängstliche Hunde einen erhöhten Basiscortisolwert aufweisen, wobei dauerhaft gestresste Hunde aufgrund eines Zusammenbruchs des Nervensystems, auch genannt „Hypocortisolismus“, wiederum einen niedrigen Cortisolwert aufweisen.

Mit gesteigerter Aggressivität ist die innere Bereitschaft eines Organismus gemeint, um aggressives Verhalten zu zeigen. Grundsätzlich kann auch hier erwähnt werden, dass Aggressionen als funktionale Formen des Sozialverhaltens zum Überleben eines Individuums beitragen. Aggressionen werden hier in erster Linie zur Verteidigung von Ressourcen, dem Nachwuchs oder Sexualpartnern gezeigt. Unterschieden werden die Intraspezifische und die Interspezifische Aggression. Wie in der Entstehung von Angst kann auch die Aggressivität nicht auf eine einzige Ursache zurückgeführt werden. Neurobiologisch können Veränderungen im Gehirn des Hundes, Schock oder Schmerzen zu aggressiven Verhaltensweisen führen. Weiters spielt die Amygdala eine Rolle. Im Jahr 1954 wurde diese in Untersuchungen an Rhesusaffen entfernt, was zu einem friedlicheren Verhalten führte. Auf eine Stimulation der Amygdala folgte verstärktes Aggressionsverhalten. An diesem sind auch Hormone und Neurotransmitter beteiligt. So wird einem niedrigen Serotoninlevel eine gestörte

Informationsübertragung und in weiterer Folge weniger Kontrolle über emotionale Reaktionen zugeschrieben. Auch ein hoher Testosteronspiegel im Zusammenhang mit einem niedrigen Cortisolspiegel führt zu erhöhter Aggressionsbereitschaft. Auch Ängste können hinter aggressiven Verhaltensweisen stecken, sowie der Angst verletzt zu werden oder eine Ressource zu verlieren.

Abschließend können die verschiedenen Motivationen für aggressives Verhalten genannt werden: ressourcenbedingte Aggression, statusbezogene Aggression, territoriale und sexuelle Aggression. Diese kommen meist in einer Mischform vor und können nicht strikt voneinander getrennt betrachtet werden.

Ergänzend dazu erfolgte die empirische Studie mit nachstehenden Forschungsfragen:

- Welche (praktischen) Trainingsansätze gibt es, um mit verhaltensauffälligen Hunden zu arbeiten?

Es konnte festgestellt werden, dass alle befragten Personen, die mit Hunden arbeiten, die positive Bestärkung entweder mit Futter oder mit Spiel als Trainingsmethode gewählt haben. Sie beschreiben ihr Training gewaltfrei, fair gegenüber dem Hund und angepasst an das jeweilige Verhalten des Hundes. Es soll alltagsbezogen und abwechslungsreich sein. Ein weiterer wichtiger Faktor im Hundetraining ist der Spaß und die Freude daran. Eine Trainerin beschrieb das im Zuge ihrer Philosophie in der Arbeit mit Hunden sehr passend: „Was man gern macht, macht man gut“. So könne aus Sicht der Befragten auch gewährleistet werden, dass zu Hause weiter trainiert wird. Aber auch die Sympathie zwischen Trainer:in und Halter:in ist für den Erfolg im Training nicht unwesentlich und so werden Personen, zu denen diese Sympathie nicht so gut aufgebaut werden kann, gerne zu Kolleg:innen weiterverwiesen. Zwei der befragten Personen bieten Einzel- wie auch Gruppentraining an und beginnen immer im Einzelsetting um die Hunde kennenzulernen. Eine Trainerin hat sich zudem auf Mantrailing, Nasenarbeit und Dummytraining spezialisiert. Dies würde sich gut für ängstliche Hunde eignen. Mit Hunden mit gesteigerter Aggressivität arbeitet sie eher selten und wenn, dann nicht um die Aggressivität zu reduzieren. Ihr Fokus liegt auf der artgerechten Auslastung des Hundes, Verhaltenstraining würde so nebenbei dennoch passieren. Die zweite befragte Trainerin merkt an, dass sie sowohl mit Hunden mit gesteigerter Ängstlichkeit als auch mit gesteigerter

Aggressivität arbeitet. Im Wesentlichen unterscheidet sich laut den Befragten das Training mit verhaltensauffälligen Hunden im Gegensatz zum Training mit nicht verhaltensauffälligen Hunden in den Rahmenbedingungen. Diese müssten viel sensibler und genauer geplant und beobachtet werden. Generell sei mehr Geduld und Zeit gefragt, sowie Distanz zu Artgenossen und ein sensibler Blick auf die Bedürfnisse des Hundes in allen Stadien des Trainings, sodass es zu keinen negativen Zwischenfällen kommt. Auch die Schulung des Hundehalters oder der Hundehalterin müsse genauer von statten gehen und sich an den Bedürfnissen des Hundes orientieren. Eine befragte Person merkte an, dass es darum gehe, möglichst viele Dinge in möglichst kleinen Schritten zu lernen und positive Assoziationen herzustellen. Das Training sei dann beendet, wenn die Personen so weit sind um ihren Alltag wieder ohne Unterstützung zu schaffen und genügend Know-how besitzen, um zu Hause weiterzuarbeiten.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass alle befragten Personen den positiven Zugang zum Hundetraining vertreten und ausschließlich in Form von positiver Bestätigung mit den Hunden arbeiten. Wesentlich in der Arbeit bei Hunden mit Verhaltensauffälligkeiten ist zudem ein großes Maß an Sensibilität, Zeit und Geduld. Die Rahmenbedingungen müssen hier genauer geplant und beobachtet werden. Ich selbst bin keine ausgebildete Hundetrainerin, kann aber aufgrund meiner Erfahrung mit dem eigenen Hund sagen, dass ich ebenfalls ausschließlich positiv mit diesem arbeite und jegliche Form von Gewalt, Druck und negativer Herangehensweise vollständig ablehne. Aus diesem Grund begrüße ich die Sichtweise der Hundetrainerinnen und bin überzeugt, dass dies der richtige Weg ist, um mit (diesen) Hunden zu arbeiten. Vor allem Hunde mit gesteigerter Aggressivität oder Ängstlichkeit profitieren meiner Meinung und Erfahrung nach von der positiven Bestärkung, Ruhe und Geduld.

- Welche Chancen und Möglichkeiten entstehen für Hund und Halter:in im Zuge eines individuellen artgerechten Trainings?

Laut einer befragten Person wäre es allgemein wichtig sich regelmäßig mit dem Hund zu beschäftigen und mit ihm zu arbeiten, ganz egal ob dieser eine Verhaltensauffälligkeit aufweise oder nicht. Als positive Aspekte eines individuellen und artgerechten Trainings nannte sie die Erfahrungen, die im Laufe der Zeit durch die intensive Arbeit und Beobachtung entstehen, sowie das Kennenlernen des eigenen Hundes und seiner Bedürfnisse. Es sei wichtig, dem Hund

eine Aufgabe zu geben und ihrer Meinung nach würde es auch Spaß machen. Weiters wurde im Zuge der Beantwortung dieser Frage die Chance genannt, sein Wissen zu erweitern sowie Verständnis für den Hund zu entwickeln. Dies beinhaltet den Hund besser lesen und sein Verhalten besser einschätzen zu können sowie eine vorausschauende Handlungsweise im Umgang mit Hunden. Abschließend wurde ein harmonischer Alltag miteinander erwähnt. Auch diesen erwähnten Inhalten kann ich mich persönlich vollständig anschließen.

Meiner Meinung nach ist es unumgänglich sich mit seinem Hund ausreichend zu beschäftigen, um diesen einerseits besser kennenzulernen, andererseits auch um die Bindung zu stärken und dem Hund Möglichkeiten zu bieten, seine Energie ausleben zu können. Daher bietet ein artgerechtes, auf die Bedürfnisse des Hundes abgestimmtes Training, nicht nur in Situationen in denen der Hund bereits auffällig geworden ist, große Chancen, sondern auch bevor es zu diversen Auffälligkeiten kommt. Eine den Bedürfnissen des Hundes angepasste, artgerechte Auslastung ist demnach wichtig um dem Hund Ausgeglichenheit im Zusammenleben mit dem Menschen zu gewährleisten, sowie seine Bedürfnisse nach Beschäftigung zu befriedigen und um Kontakt zu Artgenossen zu ermöglichen.

- Inwieweit können Hunde mit diversen Verhaltensauffälligkeiten aus Sicht der befragten Hundetrainer:innen an der Therapiehundebildung teilnehmen? Welche Kriterien müssen hierfür erfüllt werden?

Laut einer Befragten ist es für Hunde, die bloß unsicher und ängstlich sind, ihrer Meinung nach grundsätzlich möglich an der Therapiebegleithundebildung teilzunehmen. Als Halter:in muss man jedoch besonders darauf achten, dass der Hund dabei keinen Stress empfindet und die Situationen für ihn in Ordnung sind. Weiters braucht es rücksichtsvolle Halter:innen sowie umfangreiches Wissen und eine realistische Einschätzung des eigenen Hundes, ob er sich wohlfühlt oder nicht. Der Hund sollte ein gewisses Grundinteresse am Menschen mitbringen, die Aufgabe als Bereicherung sehen und es soll ihm Spaß machen. Auf keinen Fall soll er die Ausbildung bzw. die Einsätze über sich ergehen lassen müssen. Die Situationen müssen je nach Hund individuell betrachtet werden, da diese Frage nicht pauschal für alle Hunde beantwortet werden kann. Eine klare Grenze sieht die Befragte dann, wenn ein Hund aus Angst bereit ist zu beißen oder wenn er in Anwesenheit von Menschen in Panik verfällt. Ob eine Ausbildung zum

Therapiebegleithund in diesem Fall jemals sinnvoll ist, ist für sie fraglich. Auf jeden Fall müsse man aus Halter:innensicht lernen, gut auf seinen eigenen Hund aufzupassen, da dies von den Ausbildungsstätten nicht immer gewährleistet wird.

Eine weitere Befragte steht einer Therapiebegleithundeausbildung für Hunde mit Verhaltensauffälligkeiten grundsätzlich offen gegenüber, vorausgesetzt es bestehen keine Ängste und Aggressionen gegenüber Menschen. Eine weitere Voraussetzung ist die Freude des Hundes im Umgang mit (fremden) Menschen. Ihrer Meinung nach kann nicht ausgeschlossen werden, dass ein Hund dies während der Ausbildung erlernen kann, aber sie ergänzt, dass ihrer Meinung nach nicht nur eine fehlende Angst oder Aggression zu den Voraussetzungen zählt, sondern auch ein Interesse am Menschen vorhanden sein soll. Ein Therapiebegleithund soll diese Einstellung und das Interesse von sich aus mitbringen und in seiner Natur haben. Denn nur so kann man wirklich sicher sein, dass der Ursprung seines Verhaltens und seiner Mitarbeit die Freude ist und er nicht bloß gefallen will, dies aufgrund von Belohnungen zeigt oder gar bestimmte Verhaltensweisen unterdrückt.

Die letzte Befragte ist mit ihren Hunden selbst im tiergestützten Einsatz aktiv und sieht eine klare Grenze dann, wenn ein Hund schon einmal gebissen hat. Sie würde diesen Hund nicht mehr als Therapiebegleithund ausbilden lassen oder einsetzen, wenn er schon ausgebildet ist. Anders gestaltet sich dies ihrer Ansicht nach in Hinblick auf Hunde mit gesteigertem Angstverhalten. Es kann sein, dass diese Hunde den Wesenstest zu Beginn der Ausbildung bestehen. Dann müsse jedoch vermehrt der Fokus auf etwaige Entwicklungen während der Ausbildung gelegt werden. Finden positive Entwicklungen und Veränderungen statt, kann der Hund weiterhin in Ausbildung bleiben. Finden diese nicht statt und der Hund fühlt sich immer wieder unwohl oder in gewissen Situationen bedrängt, kann seine Ängste einfach nicht ablegen, dann ist es auch schon zu Abbrüchen der Ausbildung gekommen.

Zusammengefasst sehen alle drei befragten Personen grundsätzlich eine Möglichkeit darin, bei Hunden mit Verhaltensauffälligkeiten, in Richtung der Therapiehundearbeit zu gehen. Im Zuge der Ausbildung können diverse Auffälligkeiten gut bearbeitet und trainiert werden. Wichtig hierbei ist jedoch der genaue Blick darauf, ob sich positive Veränderungen mit der Zeit einstellen und dabei stets darauf zu achten, dass der Hund keinen Stress empfindet. Zwei der befragten Personen gehen sogar noch weiter und sind der Meinung, dass bloß die Abwesenheit

von Stress, Ängsten oder Aggression gegenüber Menschen nicht ausreicht, um einen Hund als Therapiebegleithund auszubilden. Eine wichtige Voraussetzung ist daher ein Grundinteresse an der Arbeit mit (fremden) Menschen bzw. der Spaß daran. Der Hund soll erwünschte Verhaltensweisen von sich aus mitbringen um ausschließen zu können, dass er Übungen nur dem Halter oder der Halterin zuliebe macht. Auch ich kann mich diesen Meinungen nur anschließen und kann aus eigener Erfahrung festhalten, dass mein Hund beispielsweise keine Angst oder Aggression gegenüber Menschen zeigt. Nichtsdestotrotz hat er aber auch kein besonders großes Interesse an fremden Menschen. Ich bin mir zwar sicher, dass er die Ausbildung bestehen würde, da er ein sehr freundlicher und offener Hund ist, dennoch fände ich es nicht „richtig“ ihn in dieses Schema zu drücken ohne dass er dafür offenkundig eine Begeisterung mitbringt. Auch in Bezug auf Ängstlichkeit und Aggressivität kann ich den befragten Personen nur zustimmen und fände es unverantwortlich, Hunde, die schon einmal gebissen haben, oder solche, die ihre Angst einfach nicht ablegen können, zur Prüfung antreten zu lassen. Nicht immer können Halter oder Halterin genau abschätzen was gut ist für ihren Hund. Manchmal ist ein falscher Ehrgeiz mit im Spiel und dann ist es wichtig, dass das Ausbildungsinstitut, die letztendlich darüber entscheidet, welche Hunde die Prüfung ablegen dürfen, fachlich und professionell darüber entscheidet. Eine Gewinnorientierung der Ausbildungsinstitution ist hier in jeden Fall fehl am Platz und kann meiner Meinung nach fatale Folgen für Hund und Mensch nach sich ziehen.

Literaturverzeichnis

- BENDER, S. (2014): Die Axiome von Paul Watzlawick.
<https://www.paulwatzlawick.de/axiome.html>
Accessed: 2022-09-16
- BERGSTRÖM, A. et al. (2022): Grey wolf genomic history reveals a dual ancestry of dogs.
Nature 607, 313-320.
- BUBLAK, A. B. (2013): Ausdrucksverhalten von Hunden (*Canis familiaris*) gegenüber dem Menschen in einem Verhaltenstest und Beschwichtigungssignale in der Hund-Mensch-Kommunikation. Diss., Tierärztliche Fakultät., Univ. München.
- FRESSNAPF (2022): Lebenserwartung bei Hunden – ein informativer Ratgeber zum Thema.
<https://www.fressnapf.at/magazin/hund/gesundheit/hund-lebenserwartung/>
Accessed: 2022-09-16
- HEBERER, U., BREDE, N., MROZINKSI, N. (2017): Aggressionsverhalten beim Hund.
Stuttgart. Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. KG.
- HÖSS, P. (2010): Vergleich verschiedener Verhaltenstherapieformen bei aggressiven Hunden. Diss., Tierärztliche Fakultät., Univ. München.
- HUNTER (o.J.): Die Entwicklungsphasen des Hundes
<https://www.wirliebenhunter.de/magazin/artikel/entwicklungsphasen-beim-hund-vom-welpen-zum-senior/>
Accessed: 2022-11-18
- KUKARTZ, U. (2018): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim. Beltz Verlag.
- KROLLNER, B., KROLLNER, D. (2022): ICD-Code 2022.
<https://www.icd-code.de/>
Accessed: 2022-10-05
- LAMNEK, S., KRELL, C. (2016): Qualitative Sozialforschung. Weinheim, Basel. Beltz Verlag.
- LUESCHER, A. (2011): Die Verhaltensentwicklung des Hundes
https://www.vetmeduni.ac.at/fileadmin/v/tierhaltung/Handout_Luescher_Welpenentwicklung.pdf
Accessed: 2022-09-08
- MEHL, R. (2021): Die Psyche des Hundes. Wie Prozesse im Gehirn das Verhalten steuern.
Stuttgart. Franckh- Kosmos Verlags-GmbH & Co. KG.

NITZSCHNER, M. (2021): Die Persönlichkeit des Hundes. Wie Gene und Umwelt das Wesen bestimmen. Stuttgart. Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. KG.

OKARMA, H., HERZOG, S. (2019): Handbuch Wolf. Verhalten, Biologie, Wanderrouen und Bestände. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. KG.

POTJANS, S. (2020): Hunde.

<https://www.planet-wissen.de/natur/haustiere/hunde/index.html#:~:text=Der%20gez%C3%A4hmt%20Wolf,-Noch%20immer%20ist&text=Viele%20Wissenschaftler%20gehen%20davon%20aus,sich%20so%20der%20Hund%20entwickelte.>
Accessed: 2022-09-08

RÜTTER, M. (2016): Sprachkurs Hund mit Martin Rütter. Körpersprache und Kommunikation. Stuttgart. Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. KG.

RÜTTER, M. (2017): Warum wälzt sich mein Hund in Aas und Kot?

<https://www.martinruetter.com/kiel/news/details/artikel/warum-waelzt-sich-mein-hund-in-aas-und-kot/>
Accessed: 2022-09-18

RÜTTER, M. (2018): Angst bei Hunden mit Martin Rütter – Umgang mit ängstlichen und traumatisierten Hunden. Stuttgart. Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. KG.

RÜTTER, M. (2020): Pubertät beim Hund - Wenn die Halter anstrengend werden...

<https://www.martinruetter.com/kiel/news/details/artikel/pubertaet-beim-hund-wenn-die-halter-anstrengend-werden/>
Accessed: 2022-09-11

STATISTIK AUSTRIA (2022): Haustiere in Österreich.

https://www.statistik.at/fileadmin/pages/340/themenblatt_haustiere.pdf
Accessed: 2022-08-09

WISSENSCHAFT.DE (2018): Olfaktorische Leistungen unserer Hunde.

<https://www.wissenschaft.de/erde-umwelt/olfaktorische-leistungen-unserer-haushunde/#:~:text=Im%20Gehirn%2C%20genau%20im%20olfaktorischen,Ger%C3%BCche%20viel%20besser%20wahrnehmen%20kann.>
Accessed: 2022-09-17

ZIMEN, E. (1992): Der Hund – Abstammung, Verhalten, Mensch und Hund. München. Goldmann Verlag.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Die Entwicklungsphasen des Hundes.....Seite 5

Abbildung 2: Gesichtsmimik.....Seite 25

Interviewleitfaden:

Erzählimpuls 1: Philosophie/Leitsatz

1. Welche Philosophie bzw. Grundsätze vertreten Sie in Ihrer Arbeit als Hundetrainer bzw. Hundetrainerin?
 - a. Gibt es einen Leitsatz in Ihrer Arbeit mit Hunden und ihren Halter:innen?
 - b. Welche Werte vermitteln Sie an die jeweiligen Personen in Ihrem Training?
2. Was ist Ihnen wichtig im Umgang mit dem Tier und dem/der Halter:in?

Erzählimpuls 2: Die Arbeit mit den Hunden

3. Mit welchen Methoden arbeiten Sie? Wie beschreiben Sie Ihr Hundetraining?
4. Aus welchen Gründen werden Sie als Hundetrainer:in von Hundehalter:innen kontaktiert? Welche Anliegen werden Ihnen kommuniziert, welche Problemlagen gibt es?

Erzählimpuls 3: Das Training mit verhaltensauffälligen Hunden

5. Wie würden Sie den Begriff „verhaltensauffälligen Hund“ definieren? Welche Kriterien müssen aus Ihrer Sicht vorhanden sein?
6. In welcher Häufigkeit kommen Menschen zu ihnen, die einen offensichtlich verhaltensauffälligen Hund haben und daran arbeiten möchten?
 - a. zB Hunde mit großen Ängsten (Schussangst, bewegliche neue Gegenstände in der Umgebung, Angst vor Lärm, Menschenmengen,...) Hunde die in ihrer Vergangenheit/Prägephase nicht viel kennengelernt haben (Zwingerhaltung, Hunde aus dem Auslandstierschutz etc.)
 - b. Hunde die bereits jemanden gebissen haben, sehr aggressiv sind
7. Welche Herangehensweise wählen Sie in der Arbeit mit Hunden mit gesteigerter Angst bzw. Aggression?
 - a. Wie arbeiten Sie speziell mit diesen Hunden und ihren Menschen?
 - b. Wie oft wird ein Training vereinbart sodass es einen Nutzen hat?
 - c. Gibt es Hausaufgaben?
 - d. Wann ist das Training abgeschlossen?

Erzählimpuls 4: Chancen und Möglichkeiten die durch das Training entstehen

8. Was ist speziell von den Halter:innen zu beachten die sich mit solchen Hunden im Training befinden?
 - a. Welche Chancen und Möglichkeiten ergeben sich für Hund und Halter:in im Zuge eines artgerechten und gewaltfreien Trainings?

Erzählimpuls 5: Therapiebegleithundausbildung – Einsatzfähigkeit solcher Hunde?

9. Wie sehen Sie die Chance solcher Hunde, eine Ausbildung zum Therapiebegleithund zu absolvieren bzw. als solcher eingesetzt zu werden?
 - a. Befürworten Sie diese Ausbildung für Hunde die in oben genannten Bereichen Problematiken aufweisen oder aufgewiesen haben?
 - b. Welche Voraussetzungen müssen aus Ihrer Sicht gegeben sein um die Ausbildung bzw. die Aufgabe als Therapiebegleithund langfristig meistern zu können?